

Blumenreise durch die Provence

Von *Raimund Fischer*

Auf dieser Reise in das südliche Frankreich galt das Hauptinteresse dem Blütenreichtum der Mittelmeer-Flora. Zeugnisse der menschlichen Kultur, die in der Provence im reichen Maße vorhanden sind, wurden nur am Rande beachtet. Die Pflanzen wurden an ganz bestimmten und auch an willkürlich gewählten geographischen Punkten in Augenschein genommen. Die „Blumenreise“ dauerte vom 15. bis 31. Mai 1988. Der Hauptstützpunkt der Reisegruppe war die Stadt Cavaillon, etwa 25 km südöstlich von Avignon.

Nach einer einführenden Darstellung der Garigue-Landschaft zwischen Nîmes und Uzès werden botanische Streifzüge über den Mont Ventoux, in die Ockerlandschaft des „Colorado“ von Rustrel, am Fuße des „Sainte Victoire“ östlich von Aix-en-Provence, in die Alpillen und in das Maurengebirge unternommen. Daß alle Schilderungen von Begegnungen mit Landschaften und Pflanzen nur den Charakter von Momentaufnahmen haben und die Aussage eines exemplarischen Beispiels besitzen, bedarf bei der Kürze der Fahrten keiner näheren Erläuterung.

Die Reise zeitigte die freudige Erkenntnis, daß man bei einer Blumensuche am Südwestrand der Alpen, also im Herzen der Provence, noch beachtliche Naturschätze vorfindet, die in ihrer Existenz weniger gefährdet erscheinen, als zum Beispiel die Trockenbio-

tope am Nordostsaum der Alpen. Es gibt in diesem Raum eine ganze Reihe von Naturschutzgebieten mit Primärvegetation. Wer immer eine Fahrt unternimmt, gleichgültig in welchen Winkel der Provence, wird schon bei Kurzwanderungen eine Pflanzenvielfalt vorfinden, wie kaum anderswo in Mitteleuropa. Wahrscheinlich hat auch die vertikale Gliederung, die vielerorts in der Provence eine flächenextensive Landwirtschaft nicht zuläßt, hohen Anteil am Blütenreichtum in den Frühlingsmonaten. Bekanntlich ist die Flora der Mittelmeerländer bedeutend artenreicher als die in Mitteleuropa.

Die beigelegten Abbildungen sind Standort-Fotos, die nicht nur illustrieren, sondern auch dokumentieren sollen. Mit dem vorliegenden Bericht hat sich der Autor das Ziel gesetzt, das Interesse der historisch ausgerichteten Kulturreisenden auch auf die speziellen Naturverhältnisse der besuchten Landschaften zu lenken. Neben den von den Menschen geschaffenen Werken prägen die Schöpfungen der Natur, im besonderen die der Pflanzenwelt, das unverwechselbare Antlitz einer Landschaft. Sie zu beachten und bewußt aufzunehmen, vertieft und bereichert das kulturelle Erleben einer Reise. Außerdem sollte jeder Reisende für die persönliche Verantwortung zum Erhalt aller Naturlandschaften sensibilisiert werden.

Hochfrühling in der Garigue

Von Avignon, der einstigen Papstresidenz, ist es nur eine knappe halbe Autostunde bis zur Landschaft zwischen Nîmes und Uzès. Hier liegt ein sanft gewelltes Hügelland mit felsigen Heiden, wie sie typisch für den Charakter der Provence sind. Auf dem extrem mageren Boden, der den Kalkfelsen aufliegt, entwickelt sich im Frühjahr eine blütenreiche Vegetationsgemeinschaft, die als „Garigue“ bezeichnet wird. Für ihre mannigfaltige Arten-Zusammensetzung und ihre Anpassung an die Boden- und Klimaverhältnisse gibt es in Mitteleuropa kaum vergleichbare Biotope. Im Grunde genommen hat man „Ödland“ vor sich, das erst durch menschliche Eingriffe in geschichtlicher Zeit zur blüten- und dornenreichen Landschaft geworden ist. Der Wald war auch im Mittelmeergebiet die ursprüngliche und natürliche Pflanzengesellschaft, dem Klima entsprechend aus wintergrünen Gehölzen zusammengesetzt. Gerade in diesem uralten Kulturraum hat der Mensch den Wald und überhaupt die Pflanzendecke einschneidenden Veränderungen unterworfen. Durch übertriebene Rodung, intensive Beweidung und schließlich durch Brände, ist er allmählich zum Verschwinden gebracht worden. Besonders in den letzten Jahrzehnten fallen jährlich tausende Hektar Wald dem Feuer zum Opfer: Nadelhölzer brennen wie Zunder, am besten widerstehen noch die Bestände von Steineichen. Die dem Brande folgende Wiederbesiedlung der verwüsteten Flächen durch zwergwüchsige Kermeseichen, Wacholder, Zistrosen, Mastix-Sträuchern u.a. führt bei ungestörtem Wachstum zur Entstehung eines Buschwaldes von 2-3 m Höhe, der den Namen „Macchie“ trägt. Sie ist im wahrsten Sinne des Wortes ein Dickicht aus immergrünen, hartlaubigen und stehenden Pflanzen. Aus ihr könnte sich theoretisch wieder ein Wald entwickeln; ein halbes Jahrhundert ungestörten Wachstums würde reichen, immergrünen Wald aufzustocken. Wird aber auch die Macchie durch Holzentnahme und Überweidung genutzt, finden sich nur mehr niedrige Büsche mit gut angepassten Organen vor. Diese Pioniervegetation, die allen menschlichen Eingriffen trotzt und den sengenden Strahlen der Sommersonne widersteht, trägt den Namen „Garigue“. Die blühende Garigue ist von eindrucksvoller und unvergesslicher Schönheit. Die Vielfalt ihrer Blü-

tenpracht läßt vergessen, daß man eine leicht verwundbare Pioniervegetation vor sich hat, die schon bei geringer Belastung, z.B. durch Überweidung, zur Steinwüste werden kann.

Yves Baccalet, ein Kenner dieser Landschaft, findet begeisterte Worte über das Wesen der Garigue: „Selbst das Wort Garrigue klingt in den Ohren wie das Summen eines kreisenden Insekts. Es entstammt dem keltischen Wort „gar“, das soviel wie „Felsen“ bedeutet. Das davon hergeleitete Wort „Garric“ kann mit dem Ausdruck „der Baum auf dem Felsen“ übersetzt werden, wobei mit dem Baum nur die Steineiche gemeint sein kann. Diese Pflanzenformation strahlt die einmalige Schönheit von vergänglichen Dingen aus. Hier wachsen vor allem Pflanzen mit Dornen und aromatischen Stoffen. Die trockenheitsliebenden Gräser und die Kahlheit des zutage tretenden Gesteins deuten bereits an, daß die vorherrschenden Pflanzenpioniere auf unsicherem Boden stehen und schon bald der extremen Trockenheit erliegen können.“ (PACCALET 1981:50) Nach einer anderen Version leitet sich der Formationsname von der französischen Bezeichnung für Kermes-Eiche „Garoulia“ ab.

Aus der Fülle der blühenden Garigue-Pflanzen verdienen zunächst die farbenprächtigen Zistrosen unsere Aufmerksamkeit, sie bilden den Hauptschmuck der frühlingshaften Heide. Die schönste Art ist die WEISSELICHE ZISTROSE (*Cistus albidus*), ein kleiner aromatisch duftender Strauch bis 1 m Höhe, der rosarote Blüten entfaltet (Abb. 1). Die papierartigen, leicht zerknittert wirkenden Blütenblätter bilden zum Blau des Himmels einen unwahrscheinlich schönkitschigen Kontrast. Sie umschließen zahlreiche Staubgefäße und einen Fruchtknoten, der zu einer holzigen Kapsel mit 5 Längsschlitzten heranreift. Auf die Frucht geht auch der wissenschaftliche Name der Familie zurück. „*Cistus*“ leitet sich vom griechischen Wort „*kustos*“ her, was „Kapsel“ bedeutet. Weißfilzig (Name!) sind vor allem die ovalen, bis 5 cm langen Laubblätter, die auf der Rückseite drei deutlich hervortretende parallele Nerven erkennen lassen. Beeindruckt ist man von der Lebenskraft der Zistrosen. Selbst Sträuchlein von 10 cm Höhe (!) bringen schon große Blüten hervor, und dies auf kargstem Boden. Schon am Tag der Befruchtung

fallen die Blütenblätter ab, um alle Kraft der Fruchtbildung zukommen zu lassen.

Die blauen Sterne der Garigue stammen von den Blüten der BINSENILIE (*Aphyllanthes monspeliensis*). Sie heben sich durch ihre freundliche Farbgebung wohlthuend vom hellen und steinigen Boden ab. Ihre dicht wachsenden Horste von 20 bis 40 cm Höhe, aus zahlreichen dünnen und starren Stengeln gebildet, sind mit einem harten, faserigen Wurzelstock im Boden verankert. Jeder Stengel trägt an seinem Ende 1-3 Blüten, deren Kronblätter von 15-20 mm Länge durch einen violetten Mittelstreifen ein apartes Aussehen erlangen. Am Grunde der Stengel entspringen schuppenförmige Blätter, deren reduzierte Spreite dem xerothermen Standort gut angepaßt sind. Die Binsenlilie ist ein genügsames Gewächs, deren Horste auch in Eichenwäldern und Olivenhainen siedeln.

Die stärkste Duftkomponente der Garigue geht auf den ECHTEN THYMIAN (*Thymus vulgaris*) zurück, dessen niedrige, reichverzweigte Sträuchlein manchmal mehrere Quadratmeter des steinigen Bodens bedecken. Seine graugrünen Sprosse sind mit linealisch-elliptischen Blättern besetzt, deren Unterseiten dicht weißfilzig sind. Die hellviolette, rosa- bis weißfarbenen Lippenblüten sind zu ährenförmigen Blütenständen vereinigt. Dem aromatischen Duft verdankt der Thymian seine Beliebtheit als Gewürzpflanze. Der Gehalt an ätherischen Ölen macht sie zu einem wichtigen Bestandteil antiseptischer Hustenarzneien und Seifen. Der Echte Thymian wird auch in mitteleuropäischen Warmgebieten kultiviert, wo er gelegentlich auch verwildert. Es gibt eine Reihe von Thymian-Arten, die in Trocken- und Magerrasen mitteleuropäischer Landschaften eine dominierende Rolle spielen, bzw. gespielt haben. Durch die Reduzierung derartiger Biotope sind sie alle im Rückgang begriffen. Eine wahre Zierde des Garigue-Bodens ist der elegant wirkende STERNKLEE (*Trifolium stellatum*). Es handelt sich um eine bescheidene einjährige Pflanze mit einer starken, verdunstungshemmenden Behaarung, die auch optisch eine wichtige Rolle spielt. Die trockenen Kelchblätter sind es vor allem, die sich nach der Blüte rot verfärben und dem grauen Untergrund freundliche Züge verleihen (Abb. 2).

Die SILBER-MAUERMIERE (*Paronychia argentea*), ein genügsames Nelkengewächs, vermeidet hingegen jegliche Art von Auffälligkeit. Sie schmiegelt sich reichverzweigt dem Boden an, wobei sich seine graugrünen Laubblätter kaum vom Untergrund abheben. Erst aus nächster Nähe betrachtet, lassen sich kleine glänzende Tragblätter erkennen, welche die Staubgefäße und Fruchtknoten verhüllen; eigentliche Kronblätter fehlen den Blüten, die durch ihre knäuelige Vereinigung an den Sproßspitzen, von der Wärmestrahlung abgeschirmt, maximale Lichtverhältnisse vorfinden. Die kapuzenförmigen, begranneten Kelchblätter tragen durch ihre trockenhäutige Beschaffenheit ihren Teil zum Überlebenskampf auf trockenen Standorten bei. Die Blütezeit reicht bis in den Frühsommer hinein, wenn bei den meisten Pflanzen der Garigue schon die Sommerruhe eingeleitet ist.

Der WUNDKLEE (*Anthyllis vulneraria*), eine sehr variable Art, steht in unmittelbarer Nachbarschaft des Thymians. Zum Unterschied von den geläufigen heimischen Arten hat er tiefrosa bis scharlachrote Blüten, die von einem laubartigem Hochblatt umgeben sind. In der alten Literatur wird die nur im Süden Frankreichs vorkommende Art als „*Anthyllis Dillenii*“ bezeichnet (G. BONNIER: 1990, Pl. 127). In der Form des Bodendeckens gleicht die rotblühende ganz der heimischen gelbblühenden Art; morphologisch unterscheiden sie sich im zusammengesetzten Blatt: das endständige Blättchen des Roten W. ist kaum größer als die übrigen Blättchen.

Den Hauptanteil der Garigue-Formation bilden niedrige, hartlaubige Sträucher, die nicht mit solch attraktiven Blüten aufwarten können wie z.B. die Zistrosen. Die KERMES-EICHE (*Quercus coccifera*) kommt in allen Größen von 10 cm bis 1 m vor. Ihr Habitus erinnert kaum mehr an das Aussehen der sommergrünen Eichen Mitteleuropas. Die immergrünen, starren Laubblätter haben buchtig-wellige Ränder, die mit stark stechenden Zähnen besetzt sind.

Ebenso wehrhaft sind die „Blätter“ des STECHWACHOLDERS (*Juniperus oxycedrus*). Seine Nadeln sind 2,5 cm lang, 2 mm breit und enden in einer stechenden Spitze. Die unscheinbaren weiblichen Blüten reifen zu trockenhäutigen rotbraunen Beerenzapfen

heran, die einen Durchmesser von 8-10 mm erreichen. Sein Aussehen allein verrät schon seine enorme Widerstandskraft gegen Hitze und Kälte. Das Ausharren auf nackten Kalkfelsen und im rohen Sand zeugen von seiner Anspruchslosigkeit, was ihn zur Pionierpflanze des gesamten Mittelmeerraumes macht.

Der IMMERGRÜNE KREUZDORN oder WEGDORN (*Rhamnus alaternus*) ist hauptsächlich in Strauchform vorhanden. Die Laubblätter sind verschieden groß und schwanken zwischen 1 und 6 cm Länge, fühlen sich ledrig an und – stechen ausnahmsweise nicht. Schon im März werden, nach Geschlechtern getrennt, die unscheinbaren gelbgrünen Blüten ausgebildet. Die nahezu fleischlosen Früchte werden zuerst rot und bei der Reife schwarz.

Wegen seiner schönen immergrünen Blätter wird er in unseren Breiten gerne als Kübelpflanze gehalten. Er gehört dem Blütenbau nach zur Familie der KREUZDORNGEWÄCHSE (*Rhamnaceae*), den deutschen Namen „Wegdorn“ bezieht er gewiß von der auch in Mitteleuropa vorkommenden verwandten Art *Rhamnus catharticus*, dem GEWÖHNLICHEN WEGDORN, der an den Zweigen in Kreuzform stehende Dornen besitzt.

Durch seine hübschen gelben Blüten ist der STRAUCH-JASMIN (*Jasminum fruticans*) auffälliger als der Wegdorn. Er ist ein immergrüner niedriger Busch der Garigue mit rutenförmigen, scharfkantigen Zweigen und wechselständigen Blättern. Die Blüten sind zu kleinen Büscheln an kurzen Seitenzweigen vereinigt. Die lange Kronröhre läuft oben in fünf flach ausgebreitete Zipfeln aus. Die in Mitteleuropa beliebteste Jasmin-Art ist der WINTER-JASMIN (*Jasminum nudiflorum*), der aus Nordchina stammt und völlig winterhart ist.

Zwischen den locker verstreut stehenden Strauchgehölzen gibt es eine Überfülle blühender Pflanzen. Dem APENINNEN-SONNENRÖSCHEN (*Helianthemum apeninnum*) ist seine Zugehörigkeit zur Familie der Zistrosengewächse gut anzumerken, wenngleich seine weißen Blüten viel kleiner sind als die der schon erwähnten Zistrosen. Die reichverzweigten Stengel des Kleinstrauches sind unten verholzt, oben

mit einem dichten Haarfilz ausgerüstet, sodaß ein Ausharren auf trockenen Standorten gut möglich ist.

Die SCHOPF-TRAUBENHYAZINTHE (*Muscari comosum*) scheint hier ihre eigentliche Heimat zu haben. Man begegnet ihr auf Schritt und Tritt, im östlichen Österreich gehört sie bereits zu den seltenen Pflanzen. Sie ist ein mehrjähriger Zwiebelgeophyt (griech. *ge* = Erde, *phyton* = Pflanze), der sich in der heißen Jahreszeit auf sein unterirdisches Speicherorgan zurückzieht. Seine leuchtend amethystblauen endständigen Blüten sind zu einem prächtigen Schauapparat entwickelt, der auf die darunterstehenden fertilen unscheinbaren Blüten aufmerksam macht (Abb. 3).

Der MALVENBLÄTTRIGE REIHERSCHNABEL (*Erodium malacoides*) bezieht von seinen herzförmigen bis schwach geteilten Blättern seinen Namen. Die lilafarbenen Blüten sind unscheinbar, ganz im Gegensatz dazu die extrem langen Fruchtschnäbel. Die bescheiden wirkende Pflanze begnügt sich mit völlig trockenem und ausgelaugtem Boden.

Die weißlich-rosaroten Blüten der KANTABRISCHEN WINDE (*Convolvulus cantabrica*) gehören auch im Sommer zum Bild der Garigue. Dem verholzten und ausdauernden Wurzelstock entspringen mehrere aufstrebende bis aufrechte Stengel (auf keinen Fall windende!), die dicht abstehend behaart sind. In den Achseln der lineal-lanzettlichen Laubblätter sitzen in zottig behaarten Kelchen die Trichterblüten. Die Pflanze besiedelt hier ähnlich trockene und der Sonne ausgesetzte Plätze wie in den Thermalalpen in Ostösterreich.

Nur im mediterranen Bereich kommt der EISENKRAUT-SALBEI (*Salvia verbenacea*) mit lila Blüten von etwa 15 mm Länge vor. Er kann praktisch in jeder Jahreszeit blühend angetroffen werden. Am meisten erinnern die stark gelappten bis fiederteiligen Grundblätter und der wenig verzweigte ährige Blütenstand an das EISENKRAUT (*Verbena officinalis*), das in Mitteleuropa vorkommt. Unmittelbar am Straßenrand, auf völlig trockenem und verstaubtem Boden, stehen zwei Dutzend erblühter Stengel der SCHNEPFEN-RAGWURZ (*Ophrys scolopax*) von etwa 30 cm Höhe, die der in Mitteleuropa vorkommenden HUMMEL-

RAGWURZ sehr ähnlich sieht (Abb. 4). Bei meinem letzten Augenschein waren die untersten Blüten voll geöffnet: Kelchblätter satt rot, stark nach vorn gebogen und eiförmig. Seitliche Kronblätter ebenfalls rot und behaart. Lippe tief violettbraun mit dünnem, gelbem Rand; vorn mit aufgebogenem Anhängsel. Das helle Mal fast wie ein Sheriff-Stern. Die verwandtschaftliche Nähe zur Hummel-Ragwurz geht allein schon vom Synonym „*Ophrys fuciflora subsp. scolopax*“ hervor. (BUTTLER: 1986, S. 192).

Auf der Rückfahrt von Uzès lohnt sich ein Besuch des antiken Aquäduktes „Pont du Gard“, das größte und zugleich vollständig erhaltene Baumwerk dieser Art. Dieses technische Meisterwerk aus Stein stammt aus der Römerzeit und wurde etwa 2 Jahrzehnte v. Chr. unter Agrippa, dem Schwiegersohn des Augustus, der damals die Provinz Gallien verwaltete, errichtet. Pont du Gard überspannt den Fluß „Gardon“ und war einst Teil der 40 km langen Wasserleitung, die das Trinkwasser der Eure-Quelle bei Uzès faßte und nach Nîmes leitete. Das Gefälle betrug nur 34 cm je Kilometer, was allein schon für die hochentwickelte Ingenieur- und Baukunst der Römer zeugt. Das Bauwerk besteht aus drei Stockwerken, die insgesamt bis 49 m über den Wasserspiegel reichen (Abb. 5). Das oberste Stockwerk ist in 35 Bogen unterteilt, seine Gesamtlänge beträgt 275 m, die oberste, begehbare Breite 3 m. Auf ihm verläuft der Wasserkanal, der teilweise noch mit Platten bedeckt ist. Die makellos zubehauenen Steinblöcke sind mörtellos verfugt, nur der Wasserkanal ist ausgemauert. Der Spaziergang auf der Scheitelhöhe von einem zum anderen Ufer des Gardons bereitet allen Besuchern großes Vergnügen. Ein nicht erklärbares Glücksgefühl beherrscht einen, wenn man ungesichert aus dieser luftigen Höhe den prächtigen Rundblick über das Flußtal genießt. Menschen aller Hautfarben und Rassen begegnen sich mit durchwegs fröhlichen Gesichtern und jedermann hilft dem anderen, wo Schwindelfreiheit angezeigt ist. Eine gute Übersicht hat man vom Scheitel des Aquädukts auf die Vegetation der Uferhänge. Das nordseitige, der Sonne zugewandte Ufer ist mit einer dichten, mannshohen Strauchschicht bestanden. Das gegenüberliegende beschattete Ufer bietet auch feuchtigkeitsliebenden Pflanzen geeignete Lebensbedingungen. So steht hier

der ITALIENISCHE ARONSTAB (*Arum italicum*) in Blüte; erkennbar an der überlangen Spatha, dem Hochblatt des Blütenstandes, das am Grunde röhrenförmig eingerollt ist und an der Spitze leicht überhängt. Die hellgrünlichgelben bis weiß durchscheinenden „Stanitzel“ (Abb. 6) erregen in ihrem gehäufteten Auftreten besondere Aufmerksamkeit.

An den Strauchgehölzen der besonnten Flächen vermißt man das saftige, frische Grün, das im Monat Mai den Blättern mitteleuropäischer Arten eigen ist. Der ROSMARIN (*Rosmarinus officinalis*) z.B. kann als Prototyp dieser mediterranen Strauchformation angesehen werden. Die Zweige erinnern mit ihren schmal-linealischen Blättern an das Aussehen eines Nadelholzes. Die Außenhaut der Blätter ist durch eine Wachsschicht gegen die sengenden Sonnenstrahlen abgeschirmt. Der weißliche sternhaarige Besatz der Blattunterseite und die aufgerollten Ränder tragen ihren Teil zur Drosselung der Wasserabgabe bei. Die blauvioletten Lippenblüten sind zu endständigen Kurztrauben vereinigt. Die Unterlippe zeichnet sich durch einen großen, löffelförmigen, gezähnten Mittellappen aus. Die Beliebtheit von Rosmarin in unseren Gärten geht auf den stark-würzigen Geruch und den herb-bitteren Geschmack zurück, die dem Gehalt an ätherischen Ölen, Harzen, Gerb- und Bitterstoffen zu verdanken sind; sie vermögen Herz und Kreislauf nachhaltig anzuregen.

Unter den immergrünen Gewächsen finden sich in der 2. Maihälfte auch schon Sträucher mit reifenden Früchten vor – vollzieht sich doch in diesen Wochen der Übergang vom milden, regenreichen Frühling zum trocken-heißen Sommer des Mittelmeergebietes. Der LORBEER-SCHNEEBALL (*Viburnum tinus*) beginnt schon im Herbst zu blühen, um Ende Mai die schwarzen Früchte in Form von Dolden umzubilden. Die dunkelgrünen, ovalen Laubblätter, oberseits kahl, unterseits behaart, zeugen für den immergrünen Charakter des Strauches, der bei uns eine beliebte Kübelpflanze ist, die nur im Sommer im Freien stehen darf. Die weißen oder rosaroten Blüten erscheinen dann von Mai bis August. Die PISTAZIE (*Pistacia terebinthus*) ist ein laubabwerfender Strauch der Macchie mit gefiederten Blättern und grünlich bis rötlichen Blüten.

Diese stehen in verzweigten Ständen zumeist am Ende der vorjährigen Triebe zusammen. Die fast 8 mm langen, rundlichen Steinfrüchte sind anfangs dunkelrot, um bei der Reife bräunliche Farbe anzunehmen (Abb. 7). Bekannt als die Terpentin-Pistazie ist die ECHTE PISTAZIE (*Pistacia verna*), die in Syrien heimisch ist und in den Mittelmeerländern kultiviert wird. Sie liefert die bekannten und beliebten Pistazien-Nußfrüchte, für die das Konditorgewerbe und die Schokoladefabrikation Hauptabnehmer sind. Der erste Terpentin, den Maler je für Ölgemälde verwendet haben, stammt von der oben erwähnten Terpentin-Pistazie. Pistazien sind Sumachgewächse, zu denen auch der PERÜCKENSTRAUCH (*Cotinus coggyria*) gehört. Die gelblichen Blüten stehen in lockeren, pyramidenförmig verzweigten Rispen zusammen. Sie verwandeln sich an roten Fruchtstielen in „Perücken“, die bis in den Herbst hinein am Strauch sitzen. Die spinnwebartigen oder haarwolligen Fruchtstände machen auch den Reiz dieses Strauches aus. Der Perückenstrauch kommt auch in Österreich an klimatisch begünstigten Stellen des Alpenostrandes wildwachsend vor.

Der häufigste Baum oder Strauch in Reichweite des Pond du Gard ist die STEINEICHE (*Quercus ilex*). Die stachelig gezähnten Blätter der Jungpflanzen (Schößlinge) erinnern an die der Stechpalme, woraus sich der Name „*ilex*“ erklärt. Die Blütenkätzchen erscheinen mit den jugendlichen, rötlichen Blättern in der 2. Maihälfte. Bei ungestörtem Wachstum bildet diese immergrüne Eiche sehr dichte und schattige Niederwälder. Die Steineiche ist ein anspruchsloser Baum, der auf sehr trockenen Standorten rund ums Mittelmeer sein Auslangen findet (Abb. 8).

Über den Mont Ventoux

Der 1909 m hohe Mont Ventoux, auf deutsch „Windberg“, erhebt sich östlich von Avignon über das Hochplateau von Albion. Während der Anfahrt vom Süden her erblickt man schon von weitem den grauweißen Rücken dieses mächtigen Kalkstockes. Wir sind sehr früh aufgebrochen, um die sagenhaft schöne Aussicht vom Gipfel zu genießen. Von seiner Höhe soll man bei guter Sicht – sie ist nur am frühen Morgen oder in den Abendstunden zu erwarten – den besten

Rundblick über die Provence haben, die im Süden vom Mittelmeer, im Westen von der Rhône-Ebene und im Osten von den Alpen begrenzt wird. Es sollte jedoch bei der Vorfreude bleiben. Eine breite Fahrstraße von Malaucène führt über die bewaldete Nordflanke des Berges bis in die Gipfelregion. Dabei wird ein Höhenunterschied von ca. 1.600 m überwunden. Beim Höherfahren bemerkt man, daß die ursprünglich mediterrane Flora allmählich einem schütterten Wald aus Kiefern und Lärchen weicht, welcher die Ränder der Auffahrtsrampe säumt. Bei Fahrtbeginn ahnt man es nicht, welche unterschiedliche Vegetationsstufen man in knapp 2 Stunden passiert. Aus der blühenden Frühlingslandschaft am Fuß des Berges erreicht man schließlich die vegetationslose Höhe. An diesem Morgen des 20. Mai 1988 war sie in Nebel gehüllt. Zuerst waren es nur Fetzen von Nebelschwadern, die die Sicht behinderten. Auf der Gipfelkuppe war es eine dichte Nebelwand, die jegliche Aussicht unmöglich machte. Ein eisiger Nordwind riß uns beim Aussteigen fast die Kleider vom Leib und machte einen Aufenthalt unmöglich. Erst nach etwa 500 Metern Weiterfahrt auf der Südrampe änderte sich das Bild. Der Nebel lüftete sich, der Wind verlor seine schneidende Schärfe und die ersten Sonnenstrahlen beleuchteten ... eine weißliche Fels- und Schneelandschaft, eine unwirtliche und surrealistisch anmutende Mondlandschaft (Abb. 9). Der Anblick dieser wüstenähnlichen Öde raubt dem Betrachter nahezu den Atem. Vom Süden her ragt das dunkle Grün eines niedrigen Waldes in die Gipfelregion hinein, um allmählich mit vereinzelt stehenden Büschen und Bäumen zu verebben. Die Gipfelflanken des Berges bleiben bis in den Frühling hinein schneebedeckt. In dieser Tracht erweist er sich als ein nach Westen vorgeschobener Eckpfeiler der Südwest-Alpen. Der mächtige Gebirgsstock wurde früher vom Volk als „Mont Pelé“ bezeichnet, was soviel wie „geschälter Berg“ bedeutet.

Die Kahlheit ist die Folge einer langen Periode des Abholzens. Die Wälder des Mont Ventoux waren in vergangenen Jahrhunderten Holzlieferant der Werften von Toulon gewesen. Doch ist schon seit 1860 mit der Wiederbepflanzung des Berges (Steineichen, Zedern, Buchen, Bergkiefern, Tannen und Lärchen) begonnen worden. Die obersten 300 m sind aber nach wie vor

nackt, fahl und völlig dem Wind und der Sonne preisgegeben. Der Wind, der zumeist vom Norden, vom Zentralmassiv oder von den Alpen her weht, führt den Namen „Mistral“. Während der Fahrt durch das Rhône-Tal fallen die dichten und hohen Windschutzpflanzungen in Ost-West-Richtung auf. Sie sollen den Gemüse- und Obstpflanzungen Schutz vor dem gefürchteten Mistral bieten, der binnen kurzer Zeit die Temperatur um 10 Grad Celsius sinken läßt und dem Boden alle Feuchtigkeit entreißt.

Jean-Paul Clébert berichtet in „Provence Antique“ von der Bedeutung des Mont Ventoux („Mons Ventosus“ im 10. Jahrhundert und „Vintur“ auf Altprovenzalisch) für die Bewohner im Umkreis dieses Berges. Er galt nicht allein den Einheimischen als göttlich, auch die gallischen Römer unterhielten auf ihm ein Gipfelheiligtum. Es nimmt daher nicht wunder, wenn der Dichter Francesco Petrarca – er war einer der bedeutendsten Lyriker des Mittelalters – von dem mythenumwobenen Berg fasziniert war. Schon als Kind hatte er, in Carpentras wohnend, den Mont Ventoux stets vor Augen und damit sicherlich auch den Wunsch, einmal die Besteigung des geheimnisvollen hohen Berges zu wagen und zu erleben. Erst im Alter von 32 Jahren berichtete er in einem am 26. April 1336 verfaßten Brief über seine Besteigung des Mont Ventoux. Es war kein sachlich-nüchterner Bericht sondern eine literarisch-philosophische Abhandlung. Diese Schilderung der Besteigung des Mont Ventoux ist das erste europäische Dokument dieser Art (TETZLAFF, I.: 1978, S. 160).

Man hat Petrarca deswegen in der Vergangenheit als den „Vater des Bergsteigens“ bezeichnet und den Tag

Anmerkung des Autors:

Wer den ausführlichen Brief Petrarcas gelesen hat, ist von der Erlebnistiefe des mittelalterlichen „Bergsteigers“, von der geistig-seelischen Bewältigung seines Jugendtraumes tief beeindruckt. Petrarca ist Dichter seines Zeitalters und nicht Sachbuchautor unseres Jahrhunderts. Selbst wenn er den Gipfel nicht innerhalb eines einzigen Tages erreicht haben sollte, das bergsteigerische Erlebnis und die Freude an der Bezwingung kommen klar zum Ausdruck. Unserer Zeit ist es leider vorbehalten, manche der großen alten Mythen der Menschheit in Zweifel zu ziehen und womöglich sie auch zu zerstören, um dafür Leere und Illusionslosigkeit einzutauschen.

seines („vermeintlichen“) Aufstieges als den „Geburts-tag des Alpinismus“ angesehen. Seit geraumer Zeit ziehen neuere Forschungen die Tatsache dieser Besteigung begründet (?) in Zweifel, wie H. ZEBHAUSER berichtet (DAV, H. 1/Jg. 96/S. 27).

Seit Petrarcas Zeiten mußte der einsame Berg inmitten des provençalischen Hochlandes arge Einbußen hinnehmen. Diverse Institutionen haben sich in der Gipfelregion etabliert: Wetterstation, Rundfunk und Militär. Doch von den dazugehörigen Gebäuden und Gerätschaften war an diesem Morgen nichts zu sehen, der Nebel hüllte alles ein. Durch den Bau der Straße von Bédoin zum Ventoux-Gipfel im Jahr 1885 kam manche Unruhe über den Berg. So fanden z.B. von 1902 bis 1973 auf dieser Strecke Autorennen statt. Auch die „Tour de France“ enthält manchmal eine besonders anstrengende Etappe über den Mont Ventoux.

Während der Rückfahrt über die Südrampe durchquert man die weißen Blockhalden, die noch auf großen Strecken mit Schnee bedeckt sind. An einer vom Wind freigefegten Stelle halten wir, um das spärlich in Erscheinung tretende Grün genauer anzusehen. Grüne Matten, wie man sie so häufig in den Alpen antrifft, sind nirgends zu erkennen. Nur Flechten, Moose und sporadisch wachsende Polsterpflanzen besiedeln die groben Blockschutthaldden. Vier Arten sind es, die gegenwärtig in der 2. Maihälfte in Blüte stehen. Der ROTE oder GEGENBLÄTTRIGE STEINBRECH (*Saxifraga oppositifolia*), eine bekannt anspruchslose Art mit arktisch-alpiner Verbreitung, findet sich in lockeren Polstern vor. Sie kommt mit jeder Unterlage in jeder Exposition zurecht. Die Wuchsform hier im größten Schutt besteht aus mehreren dichtbeblätterten Zweigen, die dem Gestein aufliegen, und dort wurzeln, wo auch nur wenig Feinschutt vorhanden ist. Ein kompakter Polster nach echter Steinbrech-Manier ist auf dieser unregelmäßigen Unterlage nicht zu erwarten. Die dunkelgrünen Laubblätter stehen dicht gedrängt an den kurzen Zweiglein, auf ihrer Oberseite lassen sie wenige kalkausscheidende Grübchen erkennen. Die kurzen, ebenfalls beblätterten Blütenstengel tragen an ihrem Ende nur eine Blüte – ein deutliches Unterscheidungsmerkmal gegenüber dem ZWEIBLÜTIGEN STEINBRECH.

In der Gesellschaft des Steinbrechs finden sich noch zwei weitere „Pioniere“ vor: GOLDPRIMEL (*Androsace vitaliana*) und FELSEN-BAUERNSENF (*Iberis saxatilis*). Die „lebenskräftige“ Gold-Primel (Abb. 10) nimmt hier mit basischem Untergrund vorlieb. Ihre lockeren Rasen, kaum 5 cm hoch, sind mit Blüten übersät. Die schmal-linealischen Blätter sind zu grundständigen Rosetten vereinigt. In den Achseln der obersten Blätter entspringen die kurzgestielten Blüten von goldgelber Krone; an ihnen sind verwachsene Kronblätter mit abgerundeten Zipfeln erkennbar. Die Hauptverbreitung dieser Art reicht von Südtirol bis zu den Seeralpen, nördlich davon kommt sie nur sporadisch vor. Der Felsen-Bauernsenf (Abb. 11) ist hauptsächlich in den Südwestalpen beheimatet. Der Wuchsförmigkeit nach ist auch er eine Polsterpflanze mit niederliegenden, holzigen Zweigen. Seine immergrünen Blätter enden in einer kurzen Stachelspitze. Charakteristisch sind seine weißen Kreuzblüten, deren äußere Kronblätter doppelt so lang wie die der beiden inneren sind. Sie stehen in einer dicht gedrängten Traube zusammen und erinnern an die beliebten Schleifenblumen-Arten des Gartens.

Auf den steinigen Hängen im Bereich der Baumgrenze ist die STINKENDE NIESWURZ (*Helleborus foetidus*) tonangebende Art. Ihr Blühen setzt im milden Klima schon im Jänner ein und dauert je nach Höhenlage bis Mai. Der Winter wird mit Hilfe einer Blattrosette überdauert. Die Spreite der Grundblätter ist 5-9fach handförmig geteilt, die der Stengelblätter ist bis auf ein ungeteiltes breit-eiförmiges Gebilde reduziert. Die hängenden Blüten sind zu einseitswendigen Trauben vereinigt. Ihre grünen Blütenhüllblätter mit rötlich gefärbtem Rand schließen zu einer kugelig-glockenförmigen Krone zusammen. Sie erinnert nur wenig an die Form der wohlbekannten Schneerose unserer Breiten. Erst beim Zerreiben entsteht der unangenehme Geruch, welcher der Pflanze den Namen „Stinkende ...“ eingetragen hat. Sie ist in allen Teilen giftig und wurde in der Volksmedizin als Mittel gegen Würmer und Läuse verwendet. Außer in West- und Südeuropa kommt die Art auch im westlichen Deutschland vor. Sie erreicht hier die Ostgrenze ihres Verbreitungsgebietes.

Die Talfahrt über das Chalet Reynard in Richtung Sault führt über den Südosthang des Ventoux. Zuerst herrscht der Wald vor, ehe man wieder in die typische Vegetation der „Haute Provence“ eintaucht. Auf Wiesenstücken, die zwischen Obst- und Weingärten eingebettet liegen, blühen soeben die WEISSEN NARZISSEN (*Narcissus angustifolia*) (Abb. 12). Die in unseren Gärten kultivierte und häufig verwilderte Zierpflanze ist hier in Südfrankreich und überhaupt in Südwesteuropa beheimatet. Die Straße führt an Pflanzungen von Mandelbäumen und großflächigen Lavendelfeldern vorbei. Der Lavendel steht noch nicht in Blüte, obwohl der würzige Duft seiner ätherischen Öle schon in der Luft liegt. Der SCHMALBLÄTTRIGE LAVENDEL (*Lavandula angustifolia*) ist auf steinigten Hügeln Südeuropas beheimatet. Die Lavendelkultur Südfrankreichs dient der Gewinnung von Lavendelöl, einer wichtigen Basis für die Erzeugung von Parfüms und Seifen. In sonnendurchfluteten Gärten kleiner Gehöfte steht er schon jetzt in Blüte (Abb. 13). Bei ungestörtem Wuchs wird er zu einem stark verzweigten Busch von 1 m Höhe. Die graugrünen, schmal-lanzettlichen Blätter sitzen in Büscheln auf den Zweigen, die eleganten Lippenblüten entspringen in dichten Scheinähren den Achseln ihrer Tragblätter. Die artenreiche Gattung bereichert mit dem aparten Blau, seltener auch Purpur, die Landschaften am Mittelmeer. Die vielseitigen Verwendungsmöglichkeiten des Lavendels als Duft-, Heil-, Gewürz- und Schmuckpflanze machen ihn für jeden Gartenliebhaber auch in unseren Breiten unentbehrlich. Ob die Mädchen unserer Tage noch daran glauben, daß man durch heimliches Beimischen von Lavendel zur Speise des Auserwählten die Zauberkräfte seiner Liebe erwecken könnte, ist in unserer fortschrittsgläubigen Zeit eher zu bezweifeln.

„Colorado de Rustrel“

Von der Stadt Cavaillon ist es über Apt und Roussillon nur eine schwache Autostunde bis zu den roten Ockerfelsen von Rustrel, die im Zentrum der einst bedeutenden französischen Ockerproduktion liegen. Die Hauslandschaft von Roussillon leuchtet in der gleichen gelbroten Farbe wie die vom Wald entblößten Hügelgruppen der Umgebung, denen in tagbauweise das farbige Material entnommen worden ist. Die

Ockererde ist ein lockeres Gemenge aus Ton und Eisenoxid. Sie wird hier schon seit alters her abgebaut und kommt in leuchtenden Schattierungen von Hellgelb bis Kupferrot vor. Übrigens verwendeten schon die Steinzeitmenschen diese Erdfarben für ihre Felsbilder. Die Entdeckung, daß der Mensch der Eiszeit die Wände seiner Felswohn- oder Kulthöhlen mit bunten Zeichnungen geschmückt hat, liegt erst anderthalb Jahrhunderte zurück. Gerade im südfranzösischen Raum wurden eine ganze Reihe von Höhlen mit bunten Felsmalereien entdeckt, die bekannteste davon ist wohl die von Lascaut. Ocker, Röteln, Manganerz und Holzkohle waren die leicht zugänglichen Materialien, die Farbabstufungen vom hellen Gelb über Rot, Braun zu Schwarz möglich gemacht haben. Der rote Ocker ist in verschiedenen Höhlen in Dreiecksform oder wie Kreide zugespitzt vorgefunden worden. Auch Steinschalen wurden zutage gefördert, in denen die Farbstoffe zu Pulver zerstoßen worden waren. Wer diese rötlichen, weicherartigen Hügel betritt, ist fasziniert von diesem Material, das zum Grün der umgebenden Kiefernwälder unwahrscheinlich farbige Bilder vor das Auge zaubert (Abb. 14). Man greift nahezu unwillkürlich nach einem handlichen Stück Ocker, um seine Farbigkeit und Härte auf Stein oder Papier zu erproben. Vielleicht ist gerade von der Beschaffenheit dieses Materials, mit dem übrigens der Eiszeitmensch seinen eigenen Körper bemalt hat, der Impuls zum Zeichnen und Malen ausgegangen!

Die Ockererde diente bis in die Gegenwart als Grundstoff für die Farbproduktion. Das lockere, grobe Material wird nach einem längeren Reinigungs- und Aufbereitungsprozeß zu einem feinen Pulver zerrieben, welches als Ausgangsmaterial für die Farbproduktion dient. Heute ist der Ocker weitgehend durch synthetische Farbstoffe abgelöst worden. Auf Wochenmärkten, z.B. in Arles, werden allerdings immer noch diverse Farberden in natürlicher Zubereitung angeboten.

Im Bereich der einstigen Abbaugelände sind durch Verwitterung bizarre Formationen entstanden. Südlich des Dôa-Flüßchens, unweit der Siedlung Bouvène, trägt sie mit Recht den Namen „Colorade von Rustrel“. Rund um die bizarren Erdgebilde führen mar-

kierte Wege, die man nicht verlassen sollte. Der weiche Untergrund könnte nachgeben und die anschließende Rutschpartie turbulent und damit gefährlich werden. Die niedrigen Berge rundum sind mit Kiefernwäldern und großflächigem Zistrosengebüsch bestanden. In der Hauptsache ist es hier die FRANZÖSISCHE ZISTROSE (*Cistus monspeliensis*), die auf Schlägen die Herrschaft antritt. Der Art-Name „*monspeliensis*“ bezieht sich auf die südfranzösische Stadt „Montpellier“, einem einst bedeutenden universitären Zentrum der botanischen Forschung Frankreichs. Die Art wird ein bis 1 m hoher, reichverzweigter Strauch, dessen ätherischen Öle der Luft einen aromatisch-aufdringlichen Duft verleihen. Seine schmallanzettlichen Blätter von 4-8 cm Länge sitzen stiellos am Sproß und haben eine runzelige, leicht klebrige Beschaffenheit. Die Blüten mit einem Durchmesser von 3-4 cm sind zu kleinen Büscheln zusammengefaßt. Die weißen, am Grund mit einem gelben Fleck versehenen Kronblätter entspringen einem Kelch, der aus grünen, rot geäderten Blättern gebildet wird. Die Französische Zistrose bevorzugt kalkfreie Böden und kommt vornehmlich im westlichen Mittelmeergebiet vor. Ihr sehr ähnlich ist die SALBEIBLÄTTRIGE ZISTROSE (*Cistus salvifolius*), ihre Laubblätter sind jedoch kürzer und deutlich gestielt. Sie kommt weniger in großen geschlossenen Beständen vor und nimmt außerdem auch mit kalkhaltigen Böden vorlieb (Abb. 15).

In der Gesellschaft der weißblühenden Zistrose findet sich häufig der ZISTROSEN-SCHMAROTZER (*Cytinus hypocistis*) (Abb. 16), eine ausdauernde Pflanze ohne grüne Organe. Nur wenige Zentimeter hoch, wird der gestauchte Sproß dank seiner leuchtenden Farbe nicht übersehen. Der mit gelben und orangefarbenen Schuppen bedeckte Stengel vereint an seiner Spitze 5 bis 10 Blüten, die unteren weiblich, die oberen männlich (einhäusige Pflanze). Eine 4-lappige gelbe Blütenhülle umschließt die zarten Organe. Die Nahrung entnimmt diese Art, die der Familie der Rafflesiengewächse entstammt, den Wurzeln der Zistrosen.

Der Aufenthalt im Zistrosengebüsch im Anblick der roten Ockerfelsen und die von unzähligen Zikaden stammende Geräuschkulisse führen zu einem Erlebnis der besonderen Art. Obwohl die Sonnenstrahlen

durch einen dünnen Wolkenschleier gemildert werden, ist es heiß und schwül, sodaß das Atmen schwerfällt. Die vom hellen Ocker reflektierten Lichtstrahlen tauchen die Landschaft in ein phänomenales Licht. Das Verlangen, die Landschaft und die ihr eigene Stimmung festzuhalten, kann mit Hilfe der Fotografie nur unzureichend erfüllt werden.

Für den Blumenfreund hält diese Landschaft wahre Schätze bereit. Felder im mitteleuropäischen Sinn gibt es in diesem Landstrich nicht. Olivenhaine, Eichenwäldchen und Brachen mit geschlossener Pflanzendecke dehnen sich zwischen den Häusern der Streusiedlung und den roten Hügeln aus. Hier steht der Klatschmohn gerade in voller Blüte. Es überrascht, daß er in der milden Sonne des submediterranen Klimas zu gleicher Zeit wie in Mitteleuropa blüht. Er ist hier nicht der Beherrscher offener Böden wie bei uns am Ostsaum der Alpen, er fügt sich vielmehr wie jede andere Pflanze in einen artenreichen Verband ein und tritt punktuell in Erscheinung. Neben ihm blühen u.a. die PYRAMIDEN-ORCHIS (*Anacamptis pyramidalis*), das PURPUR-KNABENKRAUT (*Orchis purpurea*), die HUMMEL-RAGWURZ (*Ophrys holosericea*), der ZUNGENSTENDEL (*Serapias olbia*), der ECHTE SALBEI (*Salvia officinalis*), die SCHOPF-TRAUBENHYAZINTHE (*Muscari comosum*), die ITALIENISCHE STROHBLUME (*Helichrysum italicum*), der ROTE BOCKSBART (*Tragopogon porrifolius*), der FÄRBER-WAID (*Isatis tinctoria*), die ROTE SPORNBLUME (*Centrathus ruber*) und die DURCHWACHSENE GELBDOLDE (*Smyrnum perfoliatum*).

Besondere Beachtung verdienen die vielen Gruppen des gelbblühenden Färberwaid. Auch diese Art blüht gleichzeitig mit ihren Artgenossen im mitteleuropäischen Raum. Ihr gehäuftes Auftreten läßt den Schluß zu, daß ihr Anbau in früherer Zeit in großem Ausmaß erfolgt sein muß. Der Färberwaid aus der Familie der Kreuzblütler (*Brassicaceae*) ist eine uralte Kulturpflanze, deren Urheimat in Südosteuropa und Vorderasien liegt. Schon seit altersher ist er eine Färbepflanze, die für die Herstellung des „Indigoblau“ oder genauer des „Waidblau“ verwendet wurde. Die Farbe entsteht bei der Gärung und Oxidation der Blattmasse. Der Anbau

des Färberwaid und die Herstellung des Farbstoffes waren bereits den Galliern bekannt (HOFFMANN: 1992, S. 234), und zwar schon vor dem Jahr 54 v. Chr. Caesar berichtet nämlich über den Brauch der Gallier, ihre Körper vor dem Kampf mit Waidblau einzureiben, um für den Feind schrecklicher auszusehen. In der Regel diente das Waidblau der Einfärbung von Geweben, die für die Herstellung von Oberbekleidung (Mäntel) verwendet wurden. Färberwaid wurde nachweislich in ganz Europa kultiviert, die gegenwärtigen Fundstellen von verwilderten Pflanzen weisen auf den ehemaligen Anbau hin: Waid ist somit ein eingebürgertes Kulturrelikt.

Die Durchwachsene Gelbdolde und die Rote Spornblume sind zwar Elemente der mediterranen Flora, sie kommen aber auch nördlich der Alpen vor. Der Korpus der Gelbdolde ist gelblichgrün und wird bis 1 m hoch. Der Stengel trägt zottig gewimperte Längsflügel und stengelumfassende Laubblätter; nur die unteren sind 2-3fach 3zählig und haften mit einer aufgeblasenen Scheide am Sproß. Im Wiener Botanischen Garten erweist sich dieser Südländer als dauerhaftes und exotisch anmutendes „Unkraut“.

Die Rote Spornblume ist bei uns eine beliebte Gartenpflanze, die in geschützten Lagen schadlos überwintert. In den Provence-Bergen, auf felsigen Triften, auf Straßendämmen und auf sonnigen Waldlichtungen wird sie zu einer Allerweltpflanze, für die es in unseren Breiten keine vergleichbare Art gibt. Die stattliche, blaugrüne Pflanze aus der Familie der Baldriangewächse (*Valerianaceae*) trägt an ihrem Sprossende einen pyramidalen Strauß roter Blüten. Die schlanke Kronröhre geht am Grund in einen rückwärts gerichteten Sporn über; zwischen ihren ausgebreiteten Kronzipfeln lugt vorwitzig ein einziges Staubblatt hervor.

Selbst ein Friedhofsbesuch in Bouvène, einem kleinen, stillen Nest am Rande des Plateaus von Vaucluse, lohnt sich für einen Freund der Blumen. Auf seiner Umfassungsmauer fallen zunächst die voll erblühten Stöcke der Spornblume auf. Als häufigstes Unkraut am Grund der Mauer macht sich der gelbe Färberwaid bemerkbar. Damit hat sich aber auch schon das Angebot lebender Blumen erschöpft. Für den Schmuck der Gräber sorgen die Stöcke „künstlicher Blumen“ aus

wetterfestem Material, z.B. aus Ton, Steingut oder Porzellan, so genau läßt sich das nicht beurteilen. Jedenfalls sind die Stöcke oder Sträube wetterfest, bunt und dauerhaft, die selbst bei ärgstem Wassermangel nicht verdursten können: also ein der flimmernden Sommerhitze angepaßter Grabschmuck.

Auf der Rückfahrt zum Stützpunkt in Cavaillon lohnt sich ein Abstecher in den kleinen Ort Fontaine-de-Vaucluse, der wegen seiner Monsterquelle berühmt ist und für die Südfranzosen ein beliebtes Ausflugsziel darstellt. Sie gilt als eines der berühmtesten Naturdenkmäler der Provence. Die Anfahrt vom Süden her, vom Coulon-Tal aus, erfolgt ohne bemerkenswerte Steigung. Man durchfährt zwar eine herbe Landschaft, die aber reich von Blüten der Garigue ist: Ginster-Büsche, Zistrosen in mehreren Farben und kleine Kermeseichen bedecken den steinigen Boden. Die Lavel-Blüte läßt auch in diesem Landstrich noch auf sich warten.

Der von uns gewählte Besuchszeitpunkt der Quelle im letzten Maidrittel ist gut gewählt. Wir fahren am späten Nachmittag in die nach Westen geöffnete Schlucht ein, sodaß die prächtigen Felsgebilde wunderschön beleuchtet sind. Reges menschliches Treiben trifft man auf dem engen Raum an, wenn es Sonntag ist. Die Schlucht wirkt keineswegs kahl, rundum ist alles grün; bunt sind vor allem die Auslagen der vielen Souvenirläden. Sobald man sich dem Talschluß nähert, schlägt dem Besucher ein ohrenbetäubender Lärm entgegen, der von den großen Wassermengen der Quelle herrührt. Nicht vom Austritt der Wässer aus den Felsen rührt das Geräusch her, sondern von ihrem Sturz über die erste Geröllstufe. Die Quellwasser selbst treten still und leise aus den Felsspalten und zwar am Fuße einer mächtigen Felswand, die den Quelltopf zum Teil überdeckt und damit die direkte Sicht auf das quellende Wasser behindert. Es sind die Quellen des Flusses „Sorgue“, die hier am Fuße einer 100 m breiten Felswand entspringen. In der niederschlagsreichsten Zeit des Jahres ergießen sich 150 m³ Wasser pro Sekunde in den Quelltopf, in der niederschlagsarmen Periode sind es durchschnittlich nur 8 m³ pro Sekunde. Fachleute bezeichnen diese Art der Quellbildung als Karstquelle, die ihre Schmelz- und Regenwässer in ei-

nem ausgedehnten System unterirdischer Kanäle und Zuflüsse sammelt. Das Einzugsgebiet sind das Plateau-gebirge von Vaucluse und das Massiv vom Ventoux, es hat eine Ausdehnung von ca. 2000 km² (Abb. 14 a).

Schenkt man außer der Quelle auch noch den Pflanzen Beachtung, fallen die verästelten Feigenbäume auf, die sich in den Felsen der Quellschlucht festkrallen. Ein Felsbewohner von bescheidenerem Aussehen ist das FELS-NABELKRAUT (*Umbilicus rupestris* = *U. pendulinus* / *U. horizontalis*). Die kahle krautige Pflanze sitzt mit einem zähen Wurzelstock in Felsritzen; mit ihren verdickten Blättern vermag sie Wasser zu speichern und erweist sich somit als ein Dickblattgewächs (*Crassulaceae*). Die rundlichen Grundblätter sind in der Mitte „genabelt“, auf der Unterseite des Nabels sitzt der Blattstiel. Viele röhrige Blütchen sind zu einer gestreckten Traube vereint, die schon im unteren Sproßdrittel dicht ansitzende Blüten trägt. Auf extrem ausgesetzten Standorten hängen die Laubblätter herab; außerdem verfärben sie sich allmählich vom Graugrün ins Rötliche (Abb. 17).

Rund um den Berg „Sainte Victoire“

Das Ste. Victoire-Massiv liegt östlich von Aix-en-Provence. Seine charakteristische Silhouette wurde von Paul Cézanne in etlichen Bildern festgehalten. Der Name bezieht sich auf die Schlacht am Fuß des Berges, in welcher der römische Feldherr Marius im Jahr 102 v. Christus die Teutonen vernichtend geschlagen hat.

Von Westen kommend wird die Form des Berges schon vor Le Tholonet sichtbar. Auf der Route südlich des Kalksteinmassivs erkennt man alsbald den ausgedehnten Steilabfall, der wohl kaum zu einem beschaulichen Aufstieg verlockt. In west-östlicher Richtung streichend läßt Ste. Victoire nur geringe Höhenunterschiede erkennen, unwillkürlich wird man bei seinem Anblick an die Hohe Wand am Ostabfall der Alpen erinnert. Die höchste Erhebung erreicht er mit dem „Pic de Mouches“ (= Fliegenspitze), 1011 m. Der Nordhang senkt sich stufenweise in einer Reihe kleinräumiger Plateaus zum Tal der Durance hinunter. Vom Nordfuß her kann der Berg mühelos bestiegen werden, Straße führt jedoch keine hinauf.

Kehren wir auf die Straße zurück, die südlich der Steilhänge nach Osten verläuft. Man genießt die schönen Ausblicke auf die schroffen Felswände und auf das südliche Vorland. Wir kommen an Feldern, Wein- und Obstgärten und winzigen Olivenhainen vorüber. Kleine verträumte Dörfer scheinen in den frühen Nachmittagsstunden menschenleer zu sein. Nicht ohne Traurigkeit nimmt man die vielen schwarz verkohlten Stämme wahr, Überreste der großen und kleinen Brände, die ziemlich häufig in den südlichen Teilen der Provence entstehen.

Auf den Feldrainen stehen vereinzelt die hohen Stämme einer Ackerwildpflanze, die auf mitteleuropäischen Feldern nicht zu finden ist. Es handelt sich um das STECKENKRAUT (*Ferula communis*), einer kräftigen krautigen Pflanze, die hier Höhen bis 4 m erreicht. Wie Miniaturbäumchen nehmen sich die verzweigten Stängel aus, die eine große Zentraldolde besitzen, die rundum von langgestielten Seitendolden umstanden ist. Sie haben dank ihrer hellgelben Blütenfarbe und ihrer ungewöhnlichen Größe für eine Feldlandschaft etwas Feierliches an sich. Als Ödland-Bewohner gibt das Steckenkraut zu erkennen, daß der Landwirt in der Provence weitaus mehr Boden ungenützt läßt als der Bauer einer mitteleuropäischen Feldlandschaft. Das Mark der dicken Pflanzenstängel wird im getrockneten Zustand als Zunder verwendet. Das Feuer brennt innerhalb des Stängels äußerst langsam weiter, sodaß es mit Hilfe des „Steckens“ mühelos über weite Strecken transportiert werden kann. Von dieser Eigenheit wird schon in der griechischen Mythologie berichtet: Prometheus brachte das aus dem Himmel entführte Feuer mittels einer „*Ferula*“ (aus dem Lat., bedeutet „Rute“ oder „Stecken“) zur Erde.

Von Pourrières an führt nur ein schmales Sträßchen um den Ostausläufer des Bergmassivs. Man gelangt in eine traumverlorene schöne Landschaft, die in Schweigen eingehüllt ist. Der lichte und gelichtete Wald dieses Landstriches ist ein Gemisch von sommer- und wintergrünen Sträuchern und Bäumen. Ein faszinierender optischer Reiz geht von den schütterten und blütenreichen Lichtungen des Eichenwaldes aus, deren Entstehung auf Schlägerungen und Beweidungen zurückzuführen ist. Farbenprächtige Bilder drängen sich

den Augen auf, ein Anhalten, längeres Verweilen und Schauen wird unerlässlich. Einige Stunden vorher hat ein heftiger Regenguß die Luft so klar werden lassen, daß man sich der Illusion hingeben konnte, jenes sagenhafte helle Licht wahrzunehmen, das Maler und Poeten in der Provence zu wundervollen Werken inspiriert haben soll.

Vereinzelt stehende Eichen im sattgelben Grund bilden den Rahmen für diese eindrucksvolle Landschaft, deren Antlitz von Pflanzen aller Art geprägt wird. Der dominierende Farbton des Grundes rührt von den üppig wuchernden Zwergbüschen des SPANISCHEN GINSTERS (*Genista hispanica*) her. Die ungezählten Schmetterlingsblüten bilden einen kompakten Teppich (Abb. 18), den man nicht ungestraft betreten kann. Die verzweigten Dornen der unteren Stengelteile machen sich am leicht bekleideten Fuß unangenehm bemerkbar. An einzelnen Stellen der gelben Oberfläche finden sich Büschel von roten Nelkenblüten vor, die vom KLEINBLÜTIGEN SEIFENKRAUT (*Saponaria ocymoides*) herrühren. Es bevorzugt trockene, sonnenexponierte Flächen der Bergregion, was aber keineswegs ein spontanes Vorkommen in der Ebene ausschließt. Wo die geschlossene Ginsterblütendecke sich aufzulösen beginnt, entdeckt man eine ganze Reihe anderer Blütenpflanzen. Zum Beispiel das BRANDKRAUT (*Phlomis lychnitis*), zur Familie der Lippenblütler gehörend, ist ein kleiner, stark verzweigter Busch mit wenigen Paaren gegenständiger Blätter. Die in Wirteln stehenden Blüten stecken in seidig glänzenden Kelchen, die von großen Deckblättern gestützt werden. Die rauen Laubblätter der Brandkräuter haben nach Plinius als Dochte in Öllampen Verwendung gefunden, worauf der Name Bezug nimmt (Griech. *phlomos*, *phlomis* von *phlos* = Flamme). Der schlanke ROSENLAUCH (*Allium roseum*) trägt an seiner Stängelspitze eine hübsche Dolde aus glockenförmigen, rosaroten Blüten, die am Grunde von einem gelappten Hüllblatt gestützt werden. Er ist ein häufiges Zwiebelgewächs brachliegenden Bodens in Ländern des Mittelmeeres. Die auffälligste Pflanze unserer Waldlichtung ist der WEISSE AFFODIL (*Asphodelus albus*). Mit großen Blattrosetten bedrängt er alle anderen Pflanzen. Die derben Laubblätter fungieren dank ihres V-förmigen Querschnittes als Rinnen, die das Re-

genwasser sammeln und dem knolligen Wurzelstock zuleiten. Die 1,50 m hohen Blütschäfte tragen eine dichte Traube aus weißen Blüten. Die 6 Blütenblätter bilden ein breit-trichteriges Perigon, das 6 Staubgefäße und einen dünnen Griffel mit kopfiger Narbe birgt. Fast alle Rosetten dieses Platzes zeigen in diesem Zeitpunkt nur erste Ansätze eines Blühsprosses, einige wenige Exemplare haben ihre Blütenpracht schon entfaltet. Das Blühen reicht bis in den Sommer hinein. Auf Heiden, Grasplätzen und sonnigen Waldlichtungen ist die stattliche Pflanze in fast allen Ländern des Mittelmeeres vertreten.

Auf der Rückfahrt nach Aix-en-Provence am Nordrand des Bergmassivs verliert sich allmählich der Blütenreichtum, die baumlosen Flächen werden eintöniger und artenärmer. Nur der blühende Thymian mit seinem charakteristischen Geruch ist überall gegenwärtig. Er trägt es, daß regelmäßig Schafherden über ihn hinwegtrampeln. (Auch auf den österreichischen Hutweiden haben die heimischen Thymian-Arten die regelmäßige Beweidung durch Rinder gut überstanden.) Einige Male ziehen an uns Herden von Schafen vorüber (Abb. 19). Dicht gedrängt ziehen sie langsam dahin, den Kopf zum Fressen tief gesenkt. Nur eine geringe Anzahl von Pflanzenarten wird dieser massiven Beweidung widerstehen. Von den kahl gewordenen Flächen wird allmählich der mit Stacheln bewehrte Ginster Besitz ergreifen, der kaum zur Beweidung geeignet ist. – Ein von Stacheln und Dornen strotzendes Garigue-Dickicht könnte schließlich den langwierigen Prozeß einer Neubewaldung einleiten.

Die Alpillen – Bergkette im Herzen der Provence

Um von Cavaillon zu den „Kleinen Alpen“ (Les Alpilles) zu gelangen, kommt man zunächst über die Brücke auf das Westufer der Durance, eines linken Nebenflusses der Rhône. Beiderseits der mäßig breiten Wasserrinne finden sich ausgedehnte Schotterbänke, die zeitweilig überschwemmt werden. Diese Flächen sind zu dieser Zeit mit einem Strauchdickicht des PFRIEMEN-GINSTERS (*Spartium junceum*) bedeckt (Abb. 20). Der 1 bis 3 m hohe Strauch hat aufrechte, steife, nahezu blattlose Äste. Die großen Schmetterlingsblüten stehen zu endständigen Trauben

zusammen. Der mediterrane Strauch kommt für gewöhnlich auf der Macchie und trockenen Naturhängen vor. Auf den Schotter- und Sandbänken der Durance muß er gewiß auch mit gelegentlichen Überschwemmungen und vorübergehender Feuchtigkeit zurechtkommen. Jedenfalls ist der Anblick des sattgelben Blütenmeeres überwältigend. Die Triebe dieser Ginsterart eignen sich zur Herstellung von Körben und ihre Fasern sind Grundmaterial für Gewebe.

Über die Stadt Orgon gelangt man auf die landschaftlich schöne Straße nach Eygalières, einem kleinen Ferienort mit terrassenförmig angelegten Häuserzeilen. Schon vor diesem Ort legen wir eine kurze Rast ein, um auf dem Hügel, auf dessen Rücken die fotogene romanische Sixtuskapelle liegt, einen botanisch motivierten Rundgang zu unternehmen. Wir genießen den ersten Anblick der im Dunst liegenden kalkig-weißen Berge der Alpillen. Zistrosen- und Ginsterbüsche schmücken die sanften Hänge des flachen Hügels. Unbekannte Distel-Arten wuchern in der lockeren Grasnarbe, die heuer noch nicht beweidet worden ist. Dieses Brachland, das keinerlei Nutzung zu unterliegen scheint, stellt ein Biotop dar, das den Blumenfreund in helles Entzücken versetzt. Eine kunterbunte Pflanzengesellschaft führt hier ein unbeachtetes und ungestörtes Dasein: z.B. GROSSES und BREITBLÄTTRIGES LÖWENMAUL (*Anthirrhinum majus* und *A. latifolium*), EISENKRAUT-SALBEI (*Salvia verbenaceae*), STECHENDES STERNAUGE (*Pallenis spinosa*), WEICHHAARIGES SCHWEFELKÖRBCHEIN (*Urospermum dalechampii*), MILCHFLECK-DISTEL (*Galactites tomentosa*), GEWÖHNLICHE SIEGWURZ (*Gladiolus communis*), u.a.m. Schnirkelschnecken in luftiger Höhe genossen bereits eine Art Frühsommerschlaf. Jenseits von Hügel und Straße ein wohlbekanntes Bild: Brachen vollständig mit dem Rot unzähliger Klatschmohn-Blüten bedeckt (Abb. 21).

Schließlich fahren wir wieder am Südrand der Alpillen entlang. Über ausgedehnte Olivenplantagen hinweg wird der Blick frei auf die stark zerklüfteten Bergstöcke, deren nackter Fels im weiß-blauen Licht aufleuchtet. „Les Alpilles“ sind die am weitesten nach Westen vorgeschobenen Ausläufer der tertiären Falten-

gebirge mit einer Seehöhe von 300 bis 400 m. Trotz ihrer geringen Höhe wirken sie unmittelbar davor verwegen und pittoresk, ein Eindruck, der aber alsbald schwindet, sobald man von oben die Hänge mit den Olivenpflanzungen betrachtet. Die steilabfallenden oberen Hänge der Alpillen sind frei von Krume, der Regen hat sie nach der Vernichtung des Waldes, der bis vor einem Jahrtausend hier bestanden haben muß, weitgehend abgewachsen und in die Tiefe verfrachtet. Die roten Felsen von Entreconque (Rochers d'Entreconque) inmitten der zerklüfteten Südhänge erinnern an die heute nicht mehr ausgebeuteten Bauxitsteinbrüche.

In Maussane fädeln wir uns in die nach Norden aufwärts führende Straße D5 ein, um nach wenigen Kilometern das Plateau mit dem Ort Les Baux zu erreichen. Les Baux ist einer der merkwürdigsten Plätze der Provence. Ist man zu Fuß unterwegs, kostet es Schweiß und Vorsicht, diesen Fels-Horst mit der Ruinenstadt zu erklimmen. Der Name leitet sich vom Mineralstoff „Bauxit“ her, der bekanntlich den Grundstoff zur Herstellung von Aluminium liefert. Die rötlich gefärbten Erdflecke in diesem Teil der Alpillen zeigen das Vorhandensein von Bauxit an. Er wird nicht mehr abgebaut, die Vorkommen sind erschöpft.

Le Baux geht auf eine erste Besiedlung im 11. Jahrhundert zurück. Ein Rittergeschlecht baute die felsige Landschaft zu einer Festung aus, von der es seinen Machtbereich allmählich über die ganze Provence ausdehnte. Die Barone von Les Baux konnten im Mittelalter alle Städte und Siedlungen ihr eigen nennen, die sie von ihrer Festung aus erblicken konnten. Man erzählt, das Schloß auf der Höhe der Alpillen wäre ein „Liebeshof“ gewesen, der die berühmtesten Troubadours anlockte. Die Lobpreisung fraulicher Schönheit „loderte“ in vielen „brennenden“ Liedern. Doch die Glut ist bald nach dem Aussterben der Barone von Les Baux erloschen. Um die Wende zum 14. Jahrhundert übernahmen die Grafen der Provence das Erbe, das schließlich von der französischen Krone beansprucht wurde. Die Herren von Les Baux wehrten sich vehement gegen die Ansprüche des Königs. Schließlich belagerte Ludwig XI. selbst die Festung der allzu mächtig gewordenen Grafen, um sie nach der Eroberung nie-

derzureißen. Dies war sicherlich kein einfaches Unterfangen, wenn man bedenkt, wie sehr das Gemäuer mit dem Fels verwachsen war und immer noch ist. Reste der Befestigungen hielten sich bis zum Ende des 18. Jahrhunderts. Nach dem Hugenottensturm wurde im Jahr 1791 Les Baux von der Bevölkerung verlassen.

Bis herauf ins 20. Jahrhundert blieb es eine menschenleere Ruinenstadt. Erst der auflebende Fremdenverkehr hat in den letzten Jahrzehnten neues Leben nach Les Baux gebracht. Der Besucher, der hierher kommt, hat beim Besichtigen der merkwürdigen Ruinen den Wunsch und das Bedürfnis, noch einen Hauch der entschwundenen Troubadour-Atmosphäre zu erhaschen. Von Maussane kommend sieht man sogleich die Überreste der Burg, schroff und zerklüftet in den Himmel ragend. Manche Ruine wurde wieder zu einem passablen Haus ausgestaltet, wobei großer Wert auf die Beibehaltung des antiken Charakters aller Bauten gelegt wurde. An Sonn- und Feiertagen herrscht hier pulsierendes Leben, ein Fremdenstrom wälzt sich durch die engen Gassen. Jeder Winkel ist ausgenützt von Läden, Kunstwerkstätten oder Imbißstuben. Alles wird feil geboten, was der Tourist „nötig“ braucht: Kunsthandwerkserzeugnisse, Kitsch, Karten, Bilder und Kräuter – duftende Kräuter der Provence für alle Lebenslagen. Autos sind aus der Siedlung verbannt. Auf dem Plateau südlich der Siedlung kann man die Reste der einstigen Felsenstadt bewundern (Abb. 22). Mauern in allen möglichen Höhen, Türme und Türmchen, Gemäuer mit unzähligen Nischen, die Tauben und Urnen beherbergt haben. Wer sich den Treppen und Stufen anvertraut, die in schwindelnde Höhen führen – z.B. auf den Bergfried – kann erahnen, wie sicher sich die Herren von Les Baux gefühlt haben müssen. Vom Rest des höchsten Söllers erkennt man tief unter sich die mit geometrischer Strenge angelegten Oliven- und Obstgärten sowie Felder. Natürlich gibt es auch in der Region der nackten Felsen von Les Baux Vegetation. Sträucher und Kräuter mildern das eintönige und kahle Grau. Wer auf Les Baux nicht nur auf historische Zeugnisse versessen ist, entdeckt auf dem Plateau, in den Ruinen, auf den Mauern und an wenig begangenen Pfaden eine Reihe interessanter Pflanzen, die es in Mitteleuropa nicht gibt.

Den für menschliche Siedlungsnähe typischen Stickstoffgehalt des Bodens zeigt z.B. die PILLEN-BRENNESEL (*Urtica pilulifera*) an: ein einjähriges Gewächs von 1 m Höhe. Die weiblichen Blüten der einhäusigen Pflanze stehen in Form kugelförmiger Bällchen zusammen. Die vierteiligen, dicht borstigen und aufgeblasenen Kronen nehmen sich zwischen den vertrauten Blättern einer Brennessel recht fremdartig aus. Der STIERKOPF-AMPFER (*Rumex bucephalophorus*) macht sich zunächst durch seine purpurnen Blütenstände bemerkbar. Aber auch seine einem Stierkopf ähnlichen Früchte erregen unser Interesse. Sie sind von 6 Hüllblättern, in zwei Kreisen angeordnet, umgeben: die drei äußeren klein und zurückgeklappt, die inneren aufrecht und mit hakigen Fortsätzen versehen, sodaß die reifen Früchte bei der Namengebung Pate gestanden haben dürften.

Das WEISSFILZIGE GREISKRAUT (*Senecio bicolor*), uns auch aus der Heimat bekannt, zieht felsige Standorte vor. Der weißfilzige Sproß mit gefiederten Laubblättern bringt erst ab dem 2. Lebensjahr Körbe mit hellgelben Zungen- und orangefarbenen Röhrenblüten hervor. Die auch in Mitteleuropa vorkommende ROSSMALVE (*Malva sylvestris*) drängt sich mit einer gewissen Selbstverständlichkeit in das mediterrane Milieu. Überall sieht man Gruppen der freundlich wirkenden Roten Spornblume stehen. Als besonderer Kalkliebhaber darf auch die PALLISADEN-WOLFSMILCH (*Euphorbia characias*) nicht fehlen. Zwischen den Trümmerresten hat sie ihre basal verholzten Nester verankert und verdient in diesem Milieu den Namen „Trümmerpflanze“. Vereinzelt finden sich die kleinwüchsigen Sträucher der BINSEN-KRONENWICKE (*Coronilla juncea*) vor. Der 30 cm bis 1 m hoch werdende Halbstrauch hat binsenartige Zweige. Seine hinfalligen, unpaarig gefiederten Laubblätter setzen sich aus schlanken Blättchen zusammen, alle durchwegs gleich groß und von „fleischiger“ Natur. Die gelben Schmetterlingsblüten sind zu einer kronenförmigen, achselständigen Dolde zusammengefaßt.

Das STRAUCH-HASENOHR (*Bupleurum fruticosum*) ist ein aromatisch duftender Strauch. Seine immergrünen, ledrigen Laubblätter haben eine glänzende Oberfläche. Die vielstrahligen, endständigen Dolden

setzen sich zwar nur aus kleinkronigen Blüten zusammen, in ihrer adretten Anordnung machen sie einen imponierenden Eindruck.

Der SÜDFRANZÖSISCHE LEIN (*Linum narbonense*) erinnert im Aussehen ganz an eine mitteleuropäische Art. Die himmelblauen Blüten sind relativ groß und trichterig, etwa 3 bis 5 Blüten sind zu endständigen Sträußchen zusammengefaßt. Nur vereinzelt stehen einige Stöcke in Blüte, die Masse der fein- und weniggliedrigen Stöcke wird erst in 1 bis 2 Wochen die Felshalden blau aufleuchten lassen.

Voll erblüht ist der HONIGDUFTENDE RUTENSTRAUCH (*Osyris alba*), ein zweihäusiger, ebenfalls mit rutenförmigen Zweigen versehener Strauch. Seine immergrünen, lanzettlichen Laubblätter sitzen ungestielt am Zweig. Die weiblichen Blüten am Ende kurzer Seitenzweige haben die Form eines offenen Becherchens mit drei Kronzipfeln und drei kurzen Narben. Auch die männlichen Blüten, zu seitenständigen Büscheln vereint, sind nach der Dreierzahl gebaut. Der auf trockenen Standorten gedeihende Strauch gehört dem Blütenbau nach in die Familie der Sandelholzgewächse.

Der MÄUSEDORN (*Ruscus aculeatus*), ein kleiner immergrüner Strauch, weicht mit seinem merkwürdigen Habitus von anderen Arten am meisten ab. In der Achsel seiner häutigen Blätter stehen blattähnliche derbe Flachsprosse mit einem Dorn an der Spitze. Auf deren Oberseite steht jeweils nur eine der weiblichen Blüten (Liliengewächse). Die männliche Blüte, nur aus sechs Staubblättern gebildet, stellt sich als eine aus den Filamenten verwachsene Säule dar. Augenfälliger als die Blüten sind die roten Beerenfrüchte des Mäusedorns.

Auf der Rückfahrt zum Stützpunkt lohnt sich ein Umweg von Les Baux zur Mühle von ALPHONSE DAUDET nahe bei Vontvieille. Sie ruht auf dem Scheitel eines Hügels und wurde zu einem Museum umfunktioniert. Für Franzosen und andere Verehrer des provençalischen Dichters ist dieser Hügel mit Mühle das Ziel einer Wallfahrt. Es beeindruckt, mit welcher Andacht und Hingabe die Schaustücke des Dichters, der hier seine „Lettres de mon moulin“ ge-

schrieben haben soll, betrachtet werden. Die sanften Hügel der Provence sind Glanzpunkte für jene Reisenden, die sich ein wenig Sinn für das Naturerleben einer Landschaft bewahrt haben. Beim Anstieg über einen bewachsenen Hang taucht man ein in die Wellen des herben, strengen, aromatischen Duftes, der von den ätherischen Ölen des Thymians, Wacholders und Rosmarins herrührt. Dort, wo das Lagern und Verweilen nicht möglich ist, wartet der Hügel mit bunten Zistrosen, lilablütigem Salbei, gelbem Brandkraut und weißfilzigem Greiskraut auf. Die Wahrnehmung des unverwechselbaren Duftgemisches verquickt mit dem Anblick der romantischen, alten Mühle und die Illusion, an der „Geburtsstätte“ der berühmten Briefe Daudets zu stehen, erweckt Eindrücke, an die man sich ein Leben lang erinnert.

Blumenlichtung im Maurengebirge

Das Maurengebirge („Massif des Maures“), eine Küstengebirgskette im Süden Frankreichs, ist noch ein Teil der Provence. PIERRE BOREL (1959: S. 22) bezeichnet es mit Recht als eine „Gesteinsinsel der Urzeit, umgeben von Kalkformationen“. Das Massiv besteht hauptsächlich aus kristallinen Gesteinen, aus Granit, Gneis und Glimmerschiefer. Es nimmt den gesamten Raum ein zwischen den Flüssen „Gapeau“, der unweit von Hyères und „Argens“, der westlich von Fréjus ins Meer mündet. Über die Entstehung des Namens „Mauren“ gibt es mehrere Versionen: BOREL meint, daß die Felsen hier braune und violette Töne zeigten, denen das Gebirge auch seinen Namen verdankte. Eine andere Auslegung bezieht sich auf das alt-provençalische Wort „Maouro“, was soviel wie „düstere Wälder“ bedeutet. Nach der volkstümlichen Ansicht geht das Wort auf die maurischen Piraten zurück, die von Spanien aus schon im frühen Mittelalter die dem Gebirge vorgelagerte Küste schwer heimgesucht haben. Dagegen spricht allerdings der für die Räuber allgemein gebräuchliche Begriff „Sarazenen“. Zu ihnen zählten außer den Mauren auch noch Araber, Türken und Maghrebiner, welche den Mittelmeerraum vom 8. bis zum 18. Jahrhundert unsicher gemacht haben.

Das maurische Massiv ist mit einem Wald von Pini- en (Sternkiefern) und Korkeichen bedeckt, nahe den

Berggipfeln gibt es ausgedehnte Edelkastanien-Haine. Die mittlere Höhe schwankt zwischen 300 und 600 Metern. Die Hügelkette an der Küste ist zum Teil im Meer versunken und tritt in Form von Inseln wieder in Erscheinung.

Auf der Rückreise über die Riviera durchqueren wir die dichten, etwas düster wirkenden Wälder des Maurengebirges. Von Cavaillon geht es über Aix-en-Provence bis Le Luc. Eine gut ausgebaute Landstraße (D 558) führt in südöstlicher Richtung bis La Garde-Freinet in 405 m Seehöhe. Die abwechslungsreiche Straße ändert laufend ihre Richtung, macht unzählige weite Kurven, steigt allmählich an, verliert wieder an Höhe, um schließlich doch die Paßhöhe zu erreichen, auf der unser nächster Zielort liegt. Kiefern-Arten und vor allem Korkeichen sind es, die hier das Landschaftsbild bestimmen. Der MICHELIN-Führer bezeichnet La Garde-Freinet als einen Ort mit 1400 Einwohnern, in dem sich Kunsthandwerksbetriebe angesiedelt haben. Auch eine korkverarbeitende Industrie hat den Ort bekannt gemacht. Historisch ist der Ort mit der Herrschaft der schon erwähnten Sarazenen verknüpft. Nachdem Karl Martell die Araber im Jahr 732 bei Tours und Poitiers geschlagen hatte, zogen sie sich in die südliche Provence zurück. In La Garde-Freinet setzten sie sich fest und bauten die Anhöhe über dem Dorf zu einer Festung aus, von der sie ihre Raubzüge ins Innere der Provence vornahmen. Im Jahr 973 gelang es, die Sarazenen hier zu vertreiben. Die Festungsruine kann auf einem kurzen Wanderweg besucht werden. Schon nach einem Kilometer Fußweg in südlicher Richtung erreicht man die Ruine und somit den höchsten Punkt der Umgebung, von wo man einen prächtigen Ausblick aufs Meer und ins Landesinnere hat.

Gleich nach dem Verlassen des Wagens hält uns eine fast unübersehbare Herde von Schafen auf. Einige Hirten mit einer Menge von Schafen, es scheinen zahlenmäßig mehr zu sein als Einwohner, verläßt in den frühen Vormittagsstunden die Siedlung in Richtung Waldweide.

Auf der Suche nach einem ergiebigen Pflanzenstandort schlage ich eine andere Richtung als die Schafherde ein und gelange schon nach kurzer Zeit auf eine Lichtung, die schon längere Zeit von Mensch und

Schaf unberührt geblieben ist. Voll Erwartung und mit großem Vergnügen gebe ich mich dem Botanisieren hin. Die KORKEICHEN (*Quercus suber*) rundum haben eine Höhe von 10 bis 12 m (Abb. 23). Die Kronen sind offen und lassen viel Sonnenlicht zum Boden vordringen. Bodenpflanzen und Macchiensträucher finden hier gute Lebensbedingungen vor. Die Stämme der Korkeichen werden bekanntlich nach etwa 20 Lebensjahren das erste Mal geschält („démasclage“). Der erste gewonnene Kork, der „männliche“, ist noch sehr spröde und findet in der Gerberei, neuerdings auch in Form von Dämmplatten Verwendung. Übrigens scheinen die bei uns für den Hausbau bestimmten Platten noch Insekten zu enthalten. Es wurde beobachtet, daß die Spechtmeisen (Kleiber) nahezu versessen waren, die Oberfläche der frisch montierten Korkplatten mit dem Schnabel zu bearbeiten. Erst der vom 2. Mal an abgeschälte Kork, der weiche, genannt der „weibliche“, bildet das von der Korkverarbeitungsindustrie beanspruchte Material.

Die Korkeiche ist immergrün und hat eiförmige, ledrige Blätter mit meist gering gezähntem Rand. Der Form nach erinnert sie wenig an unsere Arten, nur die wohlbekannten Eichelfrüchte geben sich als Verwandte zu erkennen. Korkeichen brauchen eine Mindestniederschlagsmenge von 550 mm jährlich, weshalb sie mit Vorliebe in Küstennähe gedeihen. Sie kommen auch nur im westlichen Mittelmeergebiet vor und sind auf Silikatunterlagen angewiesen.

Ebenso ist der LAVENDELSTRAUCH oder SCHOPF-LAVENDEL (*Lavandula stoechas*) ein Siedler auf kalkfreien Böden. Im Französischen wird er als „Lavendel der Mauren“ bezeichnet, obwohl er selbstverständlich auch auf anderen silikathaltigen Terrains im westlichen Mittelmeergebiet vorkommt. Der steife immergrüne Halbstrauch hat linealische graue Blättchen. An der Sproßspitze steht ein 10- bis 20-blütiger Scheinquirl. Die Krone ist undeutlich zweilippig, dunkelviolet und nur 6-8 mm lang. Auch die braunvioletten Tragblätter sind kurz und unscheinbar. Nur die obersten sind auffällig vergrößert, bis 5 cm lang und von hellpurpurner Farbe. Dieser ins Auge springende Blattschopf dient der Anlockung von Bestäubern, eine Funktion, die bei der Unscheinbarkeit der Blüten von besonderer Wichtigkeit ist (Abb. 24).

Auf der sonnigen Lichtung im Korkeichenwald – sie hat elliptische Form mit den Abmessungen 80 und 40 m – sind eine ganze Reihe von Schmetterlingsblütlern vertreten. Will man den Feinbau und Liebreiz des STERNKLEES (*Trifolium stellatum*) genau beobachten, bedarf es einer Lupe. Die niedrige, mit abstehenden Seidenhaaren besetzte Pflanze entfaltet anmutig ihre 1 cm langen rosaroten Blütchen, die zu einem runden Köpfchen zusammengefügt sind. Die glockenförmigen Kelchröhren sind zwar kaum länger als die Blüten, tragen aber lang zugespitzte und silbrig behaarte Kelchzähne, die sich zur Fruchtzeit sternförmig ausbreiten. Wenn am Morgen Tau fällt, bleiben die „Sterne“ zum Schutz der einsamigen Früchte allerdings geschlossen.

In der Gesellschaft des Sternklees blüht zur Zeit auch der SCHMALBLÄTTRIGE KLEE (*Trifolium angustifolium*). Er wird allerdings doppelt so hoch und trägt seine eleganten dreizähligen Blätter aufrecht zur Schau. Die Teilblättchen werden 4-8 cm (!) lang und nur 2 mm breit. Die dazugehörigen Nebenblättchen warten mit einer langen Pfriemenspitze auf, wodurch eine insgesamt aparte Blattform entsteht. Die zarten Blüten entspringen einem walzigen Stand und fallen dadurch auf, daß sie alle gleichzeitig offen halten. Der Kelch schließt die Hülse vollständig ein.

Zwei Platterbsen-Arten kommen hier vor, die auch in Mitteleuropa beheimatet sind. Die BREITBLÄTTRIGE PLATTERBSE (*Lathyrus latifolius*), die kräftige und farbenprächtige Pflanze mit niederliegenden bis aufsteigenden Stengeln, hat breitgeflügelte und bekrankte Blattspindeln. Die BLATTLOSE oder GRAS-PLATTERBSE (*Lathyrus nissolia*) zeichnet sich durch geradezu gegenteilige Eigenschaften aus: Sie hat lediglich grasartige, abgeflachte Blattstiele von lanzettlicher Form, es fehlen ihr jedoch Fiederblättchen und auch Ranken. Nur der 30 bis 80 cm hohe Stengel weist auch eine zarte Flügelung auf. In Mitteleuropa kommt diese grasartige Pflanze auf Wald- und Weidewiesen vor, in Österreich gilt sie als gefährdet. Eine ausgesprochen elegante Pflanze ist die hier dominierende SCHMALBLÄTTRIGE LUPINE (*Lupinus angustifolius*), die eine Höhe von 20 bis 50 cm erreicht. Der mehrere cm lange Laubblattstiel breitet kreisförmig seine 7 lineali-

schen Blättchen (5 cm lang und 6 mm breit) wie die Finger einer Hand aus. Die saphirblauen Blüten bilden eine lockere Traube und überragen das Blattwerk. Die kurzen Schoten enthalten braunmarmorierte Samen, die schwarze Linien und weiße Flecken aufweisen. Die Pflanze kommt hauptsächlich auf sauren Böden vor.

Die Blütenvielfalt auf dieser Insel im Korkeichenwald war gewiß keine zufällige. Vor längerer Zeit muß es einen Grund gegeben haben, dieses Waldstück zu roden, vermutlich als Vorbereitung für den Bau eines Hauses oder zur Anlage eines Gartens. Die Lichtung gibt den Blick frei auf die umliegenden Berge; ein dichter Wald bedeckt die Hänge. Von hier aus läßt sich die Vorstellung von der Üppigkeit des einstigen mediterranen Waldes gut nachvollziehen. Hier müßte kleinräumig das Ökosystem noch intakt sein. Korkeiche und Edelkastanie sind zwar auch wirtschaftlich genutzte Bäume, doch hat ihre Nutzung nichts mit der Vernichtung des Waldes zu tun. Nicht der rasche Holzzuwachs bietet sich für die Nutzung an, sondern die Gewinnung der Rinde, bzw. die Ernte der Früchte (Maroni). Es gibt natürlich auch hier Anzeichen, daß der Wald in Siedlungsnähe „angeknabbert“ wird. Schon sind innerhalb des Waldes vereinzelt Häuser errichtet und Grundstücke eingezäunt worden. Auf den Erhalt der urtümlichen Landschaft innerhalb der Einfriedung hat wohl niemand anderer mehr Einfluß als der Grundeigentümer. Warum sollte hier die Zerstörung der Grüngürtel in Siedlungsnähe nicht ebenso sicher und schleichend vor sich gehen wie anderswo in Mitteleuropa?

Alles wundervolle und intensive Blühen auf der Lichtung darf nicht darüber hinwegtäuschen, daß es Sekundärvegetation ist. Alle hier siedelnden Pflanzen stammen selbstverständlich aus der Umgebung, es ist ein Sammelsurium aller im Gebiet beheimateten Pflanzen. Keines Menschen Hand hätte diese Waldblöße vollkommener bepflanzen können als die Natur selbst, mit ihren mannigfaltigen Möglichkeiten zur Verbreitung von Früchten und Samen. Alle hier gedeihenden Pflanzen sind gleichmäßig und mosaikartig verteilt. In größeren Trupps tritt z.B. die ITALIENISCHE STROHBLUME (*Helichrysum italicum*) auf, was z.T. auch in der Art ihrer vegetativen Vermehrung

begründet ist. Der STERNKLEE (*Trifolium stellatum*) besiedelt ziemlich gleichmäßig die ganze Fläche. Als einjährige Pflanze hat er den Vorteil, immer wieder neue Plätze besetzen zu können und auszuweichen, wenn er von stärkeren, mehrjährigen Pflanzen bedrängt wird. Die erwähnte Lupine baut sich kreisförmig auf und verdrängt alle, die ihr zu nahe kommen. Hochgewachsene Pflanzen, z.B. die RAPUNZEL-GLOCKENBLUME (*Campanula rapunculus*), das RUTEN-GRASNELKENHABICHTSKRAUT (*Tolpis virgata*) und die DOPPELSCHIRMIGE WOLFS-MILCH (*Euphorbia biumbellata*) sind zwar in geringerer Zahl vorhanden, aber dennoch in gleichen Abständen voneinander verteilt. Das entzückende GEFLECKTE SANDRÖSCHEN (*Tuberaria guttata*), aus der Familie der Zistrosengewächse, gibt sich trotz seiner Anmut äußerst bescheiden. Nur wenige haben sich eingefunden, sie würden übersehen werden, hätten sie nicht so auffällige Blüten: hellgelbe Kronblätter mit dunkelbraunen Flecken am Grund. Die reifen Fruchtkapseln, in einen behaarten Kelch eingeschlagen, werden weit weggestreckt. An ihrer Stellung ist gut erkennbar, daß die Pflanze ihre Samen als Luftfrucht abzusetzen gedenkt.

Typische Disteln der mediterranen Flora sind die MILCHFLECK-DISTEL (*Galactites tomentosa*) und die MARIENDISTEL (*Silybum marianum*). Sie meiden die „geschlossene Gesellschaft“ und halten Wegränder besetzt, die von vorüberziehenden Weidetieren regelmäßig Stickstoffgaben erhalten. An der Art der Bestachelung lassen sie sich gut unterscheiden. Die dreieckigen Hüllblätter der MilCHFleckdistel haben eine 1 cm lange, rinnige und grünliche Stachelspitze. Die der Mariendistel sind bedeutend derber gebaut. Die äußeren sind 2-5 cm lang, am Rand stachelspitzig und in eine lange, steife Spitze auslaufend. Die weiße Marmorierung der Laubblätter ist übrigens auf einen Gehalt an Luft in den Zellen zurückzuführen. Die Mariendistel, auch Heilanddistel genannt, ist in wärmeren Gebieten Mitteleuropas eingebürgert (Abb. 25).

Die zartesten „Köpfchen“ im Blütengrund tragen drei Grasarten zur Schau. Das SAMMETGRAS oder HASENSCHWÄNZCHEN (*Lagurus ovatus*) hat einen weichen, bis 5 cm langen Blütenstand, dem es

nicht anzusehen ist, daß seine Ährchen botanisch gesehen eine Rispe bilden (Abb. 26). Das helle „Köpfchen“ gewinnt noch an Liebreiz durch lange Grannen, mit der die 2-spitzigen Deckspelzen enden. Die nickenden Ährchen des GROSSEN ZITTERGRASES (*Briza maxima*) baumeln an langen Stielchen und geraten schon bei geringen Luftzügen ins „Zittern“. Etwa 7-20 Blüten sind am Aufbau eines Ährchens beteiligt, nur wenige sind zu einer armbblütigen Rispe vereint. Mit einer Sonderform einer Grasblüte wartet der GEKNIE-TE WALCH (*Aegilops geniculata*) auf. Seine Ährchen sind etwa 2 cm lang, halb so breit, zumeist nur mit zwei fruchtbaren Ährchen, die leicht geknickt am Ende des Halms stehen. Es gehört zu den Gänsefußgras-Arten, die Verwandte des Weizens sind. Mit ihrem Erbgut sind sie am modernen Saatweizen beteiligt. Diese Bedeutung ist dem harmlosen niedrigen Gräslein auf schlechtem, ruderal beeinflussten Boden nicht anzusehen. Das ist wohl die Bestätigung für die Annahmen, daß der Boden unserer Lichtung im Korkeichenwald von sekundärer Natur ist.

Auf dem Rückweg zur Siedlung wähle ich einen Weg, der rasch aus dem geschlossenen Wald herausführt. Alte STERNKIEFERN (*Pinus maritima*) säumen den Weg, sie stehen ebenfalls in Blüte und bedecken mit ihrem Pollen das Umland. Sie ist die Kiefer der Granit- und Quarzböden. Mit einer Pfahlwurzel kann sie auch auf den trockensten Böden noch ausharren. Um ihre Kronen scharen sich Zistrosen und Ginster. Die Französische Zistrose nimmt hier etwa die Rolle unserer Heckenrosen ein.

Ausflug ins Tal der Vésubie

Von Nizza aus unternehmen wir eine Tagesfahrt ins Tal der Vésubie, um die Voralpen am Westrand des Alpenbogens kennenzulernen, der Geograph bezeichnet sie als „Seetal“. Bei der Einmündung der Vésubie in den Var, unterhalb von Bonson, verlassen wir die Staatsstraße und wenden uns nach Nordosten ins Tal der Vésubie. Fast 10 km lang durchfährt man eine wilde, eindrucksvolle Schlucht (Gorges de la Vésubie), die typisch für diesen Teil der Seetalen ist. Nach einem langen Tunnel ist man in dem kleinen Ort St-Jean-la Rivière (Seehöhe 285 m) angelangt. Es ist nur ein klei-

ner Weiler auf grün bewachsenen Hängen, auf denen sich klimatisch bedingt die letzten Olivenbäume vorfinden. Von hier zweigt eine Bergstraße ab, die in vielen Serpentinien oft sehr steil über den kleinen und friedlichen Ort Utele bis zur Kapelle „Madone d'Utele“ in 1174 m Seehöhe führt. Schon seit dem Jahr 850 (!) ist dieser Ort Ziel von Wallfahrern. Ursprünglich gab es nur ein Gnadenbild auf der Höhe des kegelförmigen Berges, der sich jenseits des Dorfes Utele erhebt. Das heutige Gotteshaus geht bis auf das Jahr 1806 zurück. Von hier hat man einen wundervollen Ausblick über die Seetalen und auf das Meer.

Wir setzen die Fahrt im Vésubie-Tal von St-Jean-la Rivière talaufwärts fort und erreichen schon nach weniger als 10 km das Dorf Lantosque in einer Seehöhe von 510 m, mit etwa 800 Einwohnern. Man ist überrascht, daß sich hier nach der Enge des Tales die Landschaft wieder weitet und die Berge einem Talkessel Platz machen. Damit haben wir das botanische Ziel unseres Tagesausfluges bereits vor Augen. Man weiß, daß der Ort auf Kalksteinbänken liegt, die quer durch das Tal ziehen. Stufen- bis terrassenförmig sind die Kalkbänke angeordnet, sodaß die Vegetation nahezu wie in einem Schaufenster präsent ist. Wohin man auch blicken mag, überall stehen Blütensträucher, die sich unter dem Gewicht der vielen Blüten tief zum Boden neigen. Es sind tausende Stöcke der weißblühenden Steinbrech-Art mit dem Namen „Zungen-Steinbrech“ oder auch SCHWIELENBLÄTTRIGER STEINBRECH (*Saxifraga callosa*, früher *Saxifraga linguata*). Beide Namen werden dem Aussehen der Pflanze nicht gerecht. Sie wurden vermutlich in einer muffigen Studierstube gegeben, inmitten vieler getrockneter Pflanzenreste und vor allem in Unkenntnis, wie sehr die Pflanze diesen Landstrich verzaubert, den sie ganz allein für sich in Anspruch nimmt. Bei P. FOURNIER (1977: S. 473) erfährt man allerdings, daß die Autoren BOISS et R. den Namen „*Saxifraga lantoscana*“ für unsere Art geprägt hatten, womit wenigstens des beeindruckenden Vorkommens Rechnung getragen wurde. Nachdem die aus dem Griech. stammende Silbe „*call-*“, „*callo-*“ in Zusammensetzungen sowohl „schön“ als auch „schwielig“ bedeutet, wäre die Bezeichnung „Schöner Steinbrech“ allen anderen Namen vorzuziehen.

Details zum Habitus unseres Steinbrechs: Die ausdauernde Pflanze hat neben den Blütenproß treibenden Rosetten noch zahlreiche nicht blühende. Die adventiven Rosetten leiten sich von der Mutter-Rosette her, insgesamt entstehen Polsterrasen bis zu einem Durchmesser von 50 cm. Nur einige von ihnen erlangen in einem Jahr die Blühreife. Die Spreite der Rosettenblätter ist lineal bis spatelig geformt, 30 bis 80 mm lang, 5 bis 8 mm breit, vorne leicht zugespitzt. Die graugrüne Oberfläche wird am Rand von weißen Kalkausscheidungen inkrustiert, wodurch der Eindruck einer leichten Kerbung entsteht. Der ansehnliche Blütenstand, eine pyramidale Rispe in der oberen Hälfte des 30 bis 50 cm hohen Stengels, setzt sich aus vielen weißen, weithin leuchtenden Blüten zusammen, deren 5 Blütenkronblätter oft mit einem roten Punkt geziert sind. Durch ihre Vielzahl werden sie derart gewichtig, daß sie den schlanken Stengel bogenförmig nach unten drücken (Abb. 27). Rosetten in Spalten senkrechter Wände stehen zumeist höher als ihre tief herabgeneigten Blütenstände. Das Blühen hat an diesem 28. Mai einen Höhepunkt erreicht, es währt bis in den Juni hinein. Die Verbreitung des Zungen-Steinbrechs ist auf einen Teil der See- und Ligurischen Alpen beschränkt. Weitere Vorkommen werden für Apennin, Sardinien und Sizilien angegeben.

Nur zwei blühende Arten konnten zur Zeit der Steinbrech-Massenblüte beobachtet werden: Die DICKWURZELIGE GLOCKENBLUME (*Campanula macrorhiza*), eine Art aus der Gruppe der Rundblättrigen Glockenblume, ist am Stengelgrund dicht mit Blatt- und Stengelresten bedeckt. Sie ist in Kalkfesspalten der Südwestalpen bis in 2000 m Höhe verbreitet. Ferner blühte auf dem felsigen Gelände der Wiesenklée mit weißen Blüten, die rosarot angehaucht waren. Jeder Stock war kräftig, vielblütig und jeder Blütenkopf von drei Hochblättern gestützt. Er erinnerte im Aussehen an den Schneeweißen Alpenklée.

Nach dem „botanischen“ Aufenthalt bei Manosque lohnt sich eine Weiterfahrt durch das obere Vesubie-Tal, das bereits alpinen Charakter aufweist. Dieses Tal, als eines der schönsten des Hinterlandes von Nizza griechen, ist erfüllt von grünen Weiden, Tannenwald, Wasserfällen und hohen Berggipfeln, die Ende Mai noch eine Schneehaube tragen.

Das Städtchen Saint-Martin-Vésubie ist eine male- risch gelegene Sommerfrische in 960 m Seehöhe. Hier ist noch eine außergewöhnliche reiche Vegetation vor- handen. Die Luft ist rein wie auf hohen Bergen und die Sonneneinstrahlung in der rundum von Bergen umge- benen Mulde ist bedeutend, ohne allzu stark zu wer- den. Der Ort ist ein einzigartiger Ausgangspunkt für Spazier- und Tourengänger.

Anschrift des Verfassers

Raimund Fischer, Prof. i. R.
Kühweg 6
A-2753 Markt Piesting, NÖ.

Bildnachweis: Alle Aufnahmen vom Verfasser.

Schrifttum

- Baedeckers Taschenbücher, (1987): Provence, Côte d'Azur, 243 S., Stuttgart.
- Bonnier-Douin (1990): La Grande Flore en Couleurs, 2 Bände, 922 S., Paris-Berlin.
- Borel, P. (1959): Die Côte d'Azur, 260 S., Würzburg.
- Buttler, K. P. (1986): Orchideen Europas, Vorderasiens, Nordafrikas, 287 S., München.
- Fournier, P. (1977): Les quatre Flores de France, 1105 S., Paris.
- Guittonneau, G.; Huon, A. (1983): Connaître et reconnaître la flore et la végétation méditerranéennes, 333 S., Rennes.
- Hofmann, R. (1992): „Färbepflanzen und ihre Verwen- dung in Österreich“, in Verhandlungen der Zoologisch- Botanischen Gesellschaft in Österreich, 309 S., Wien.
- Michelin Reiseführer (1984): Provence/Côte d'Azur, je 192 S., Karlsruhe.
- Schubert-Wagner (1979): Pflanzennamen u. botanische Fachwörter, 466 S., Melsungen.
- Steinbach G. (Herausgeber), (1986): Pflanzen des Mittel- meerraumes, 287 S., München.
- Tetzlaff, I. (Herausgeberin), (1978): Licht der Provence, 253 S., Köln.
- Zebhauser H. (1996): „Petrarca war nicht auf dem Mont Ventoux“, in den Mitteilungen des Deutschen Alpenver- eins, 1/96.
- Karte: Michelin Nr. 245, France; Provence/Côte d'Azur, 1:200.000.



Abb. 1: Strauch der WEISSLICHEN ZISTROSE (*Cistus albidus*): sie ist ein Hauptelement der Macchie und der Garigue. Weißfilzig sind vor allem die Laubblätter. Die rosaroten Blütenblätter fallen gleich nach der Befruchtung ab.



Abb. 2: Beim STERNKLEE (*Trifolium stellatum*) sind es die sternförmig ausgebreiteten Kelchzähne, welche die kleinen Blüten so auffällig machen.



Abb. 3: Die SCHOPF-TRAUBENHYAZINTHE (*Muscari comosum*) ist als Zwiebelgeophyt dem Lebensrhythmus der Garigue gut angepaßt.



Abb. 4: Die SCHNEPFEN-RAGWURZ (*Ophrys scolopax*) siedelt mit Vorliebe auf strauchfreien Böden der Garigue; sie findet sich häufig in der Gesellschaft der Schopf-Traubenhyazinthe.



Abb. 5: Auf dem Scheitel des römischen Aquäduktes „Pont du Gard“ verlief die Wasserleitung, die Trinkwasser von Quellen bei Uzès nach Nîmes leitete.



Abb. 6: Der ITALIENISCHE ARONSTAB (*Arum italicum*) hat eine überlange, gelbgrüne Spatha (Hochblatt), die am Grunde eingeschnürt ist und deren Ränder sich überlappen.



Abb. 7: Die TERPENTIN-PISTAZIE (*Pistacia terebinthus*) ist ein sommergrüner Strauch der Macchie mit unpaarig gefiederten Laubblättern und braunen Früchten.



Abb. 8: Männliche Blüten der STEINEICHE (*Quercus ilex*), einer der wichtigsten Laubbäume des Mittelmeerraumes.



Abb. 9: Die südliche Gipfelpartie des Mont Ventoux bei unwirtlichem Wetter; Übergangszone zwischen Niederwald und Fels (20.5.1988).



Abb. 10: Die GOLDPRIMEL (*Androsace vitaliana*) im sehr groben und feuchten Felschutt des Mont Ventoux in 1800 m Seehöhe.



Abb. 11: Der FELSSEN-BAUERNSENF (*Iberis saxatilis*), eine Polsterpflanze mit verholzten Zweigen; seine Hauptverbreitung liegt in den Südwestalpen.



Abb. 12: Die WEISSE NARZISSE (*Narcissus angustifolia*), hier in Gruppen am Straßenrand stehend, ist in Südwesteuropa beheimatet.



Abb. 13: Der SCHMALBLÄTTRIGE LAVENDEL (*Lavandula angustifolia*) ist eine Pflanze der Garigues und Felsfluren im mediterranen Klima. Als beliebte Duftpflanze auch in Gärten gezogen.



Abb. 14: Ockerlandschaft bei Bouvène nahe Rustrel, der bizarren Formen wegen als „Colorado“ bezeichnet.

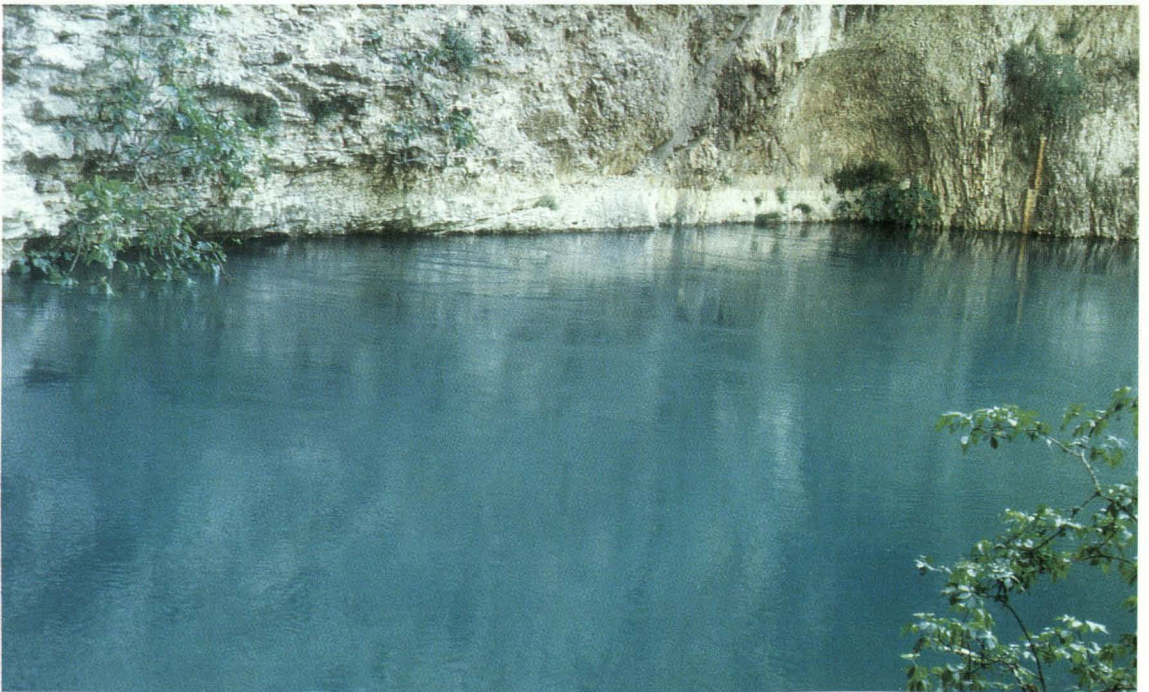


Abb. 14 a: Das ist der Quelltopf der Karstquelle „Fontaine de Vaucluse“, die 150 m³ Wasser pro Sekunde lautlos am Fuß der breiten und steilen Felswand ans Tageslicht fördert.



Abb. 15: Die SALBEIBLÄTTRIGE ZISTROSE (*Cistus salvifolius*) ist zumeist ein niedriger Strauch mit eiförmigen, runzeligen und grauhaarigen Blättern.



Abb. 16: Dieser karminrote Schmarotzer (*Cytinus hypocistis*) bezieht seine Nahrung aus den Wurzeln von zumeist weißblühenden Zistrose.



Abb. 17: Das FELSSEN-NABELKRAUT (*Umbilicus rupestris*), ein merkwürdiges Dickblattgewächs, das sich in Felsritzen festsetzt und seine Grundblätter pendeln lässt.

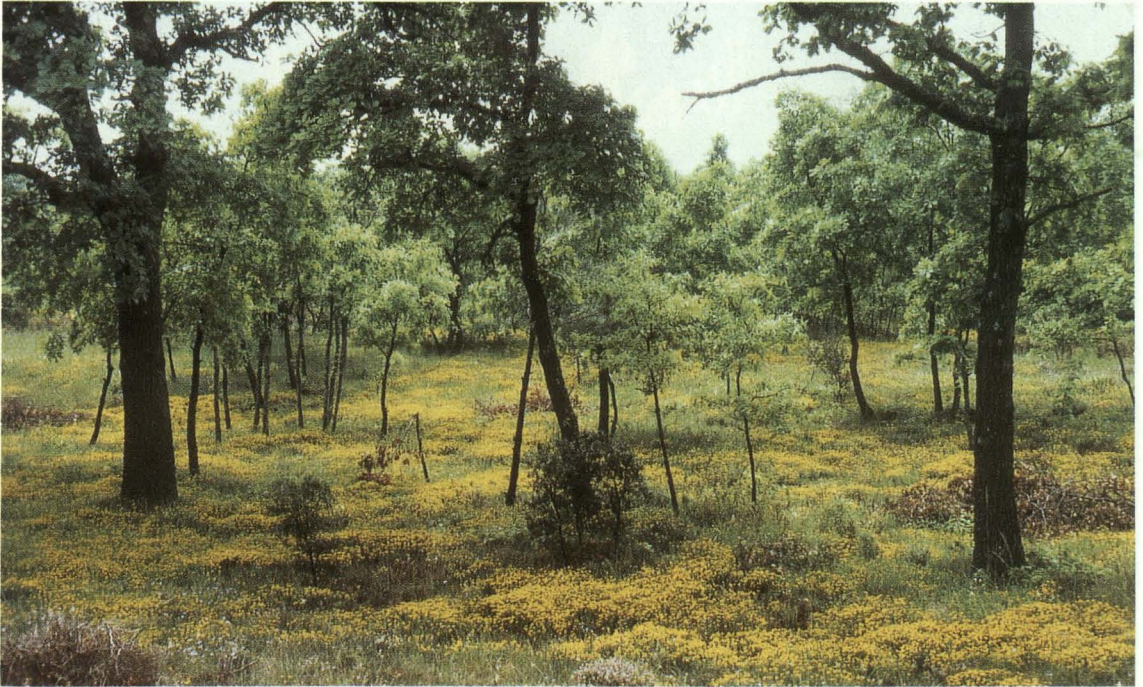


Abb. 18: Der gelbe Blument Teppich rührt von den unzähligen Blüten des SPANISCHEN GINSTERS (*Genista hispanica*) her, der sich hier auf einer Lichtung des Eichenwaldes breit gemacht hat.



Abb. 19: Schafherde am Nordfuß des Sainte Victoire.



Abb. 20: Der PFRIEMEN-GINSTER (*Spartium junceum*) ist ein fast 3 m hoch werdender Strauch mit nahezu blattlosen rutenförmigen Ästen, an denen große Schmetterlingsblüten sitzen.



Abb. 21: Hinter dem Feld mit blühendem Klatschmohn sind die Alpillen zu erkennen, die eine Höhe von 300 m erreichen.



Abb. 22: Die Ruinen der einstigen Festung von Les Baux sind ein beliebtes Ausflugsziel – nicht nur für Franzosen.



Abb. 23: Blick in einen Korkeichenwald im Mauren-Gebirge unweit von La Garde-Freinet. Die dunklen Stämme sind vor kurzer Zeit geschält worden.

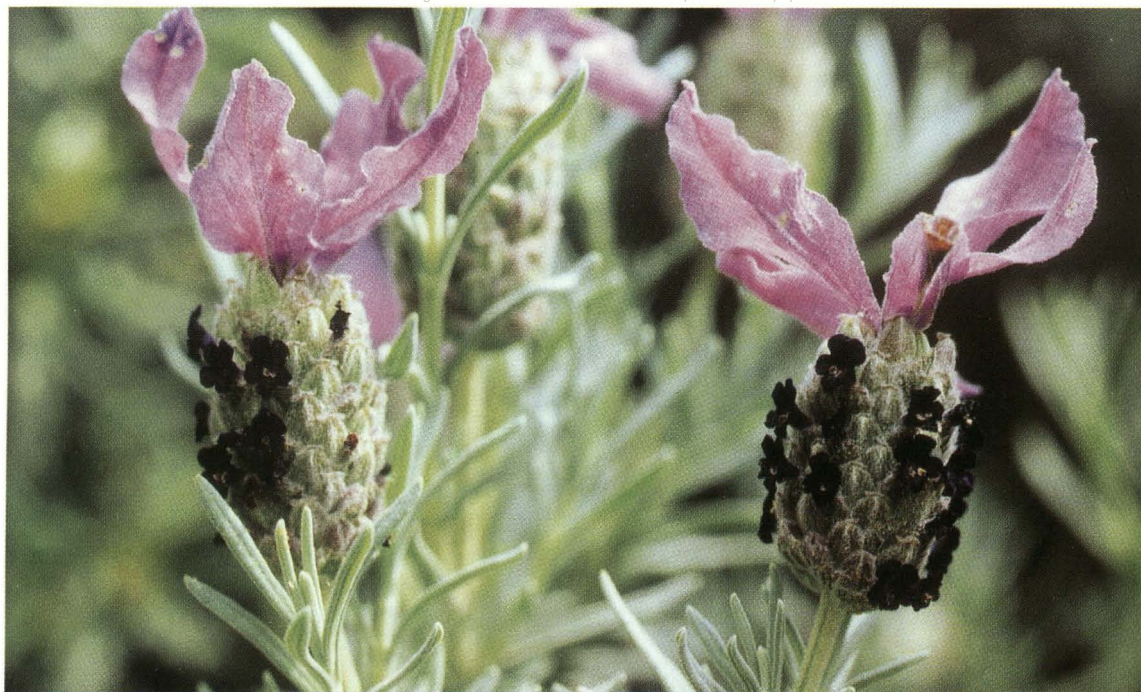


Abb. 24: Der SCHOPF-LAVENDEL (*Lavandula stoechas*) hat einen dekorativen Blütenstand, dessen Auffälligkeit auf die hellpurpurnen Tragblätter zurückgeht. Er kommt vor allem auf Silikatunterlagen vor.



Abb. 25: Die MARIENDISTEL (*Silybum marianum*), eine Wegrandpflanze, „besticht“ durch ihre stacheligen Hüllblätter und die weißlich marmoriert gezeichneten Laubblätter.

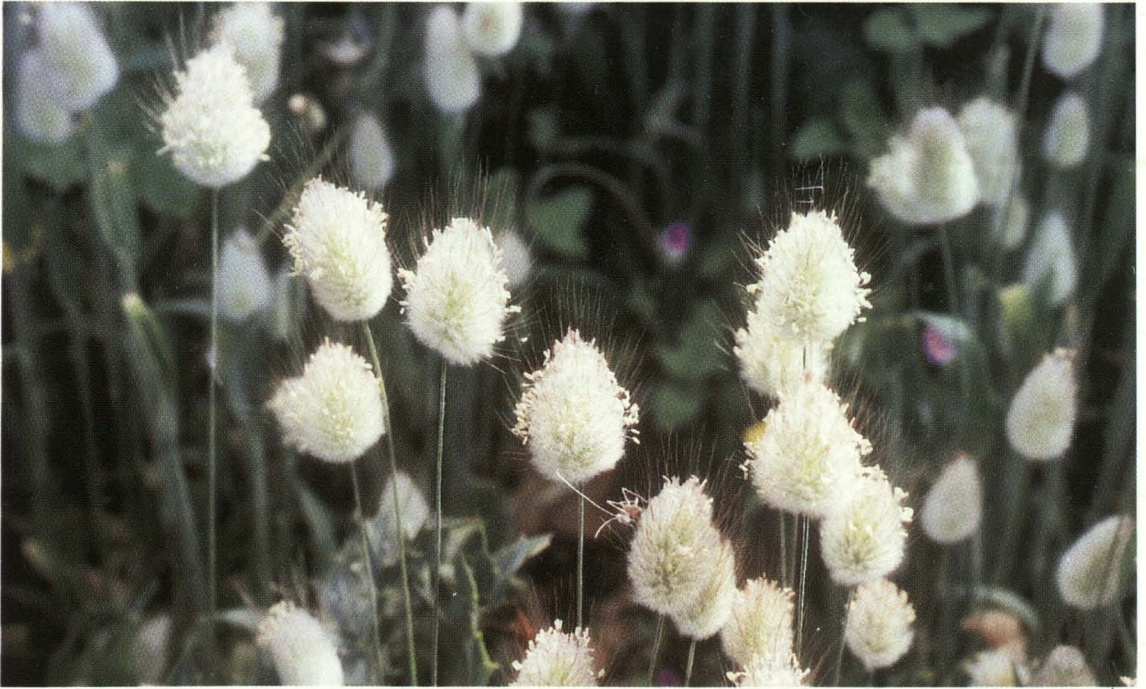


Abb. 26: Das HASENSCHWÄNZCHEN (*Lagurus ovatus*) ist der entzückende Blütenstand eines Süßgrases.



Abb. 27: Man könnte den in der Literatur als „Schwielenblättrigen“ auch als „Schönen“ Steinbrech auffassen. Der „hochzeitliche“ Sproß neigt sich unter der Last der Blütenfülle.

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Jahrbuch des Vereins zum Schutz der Bergwelt](#)

Jahr/Year: 1996

Band/Volume: [61_1996](#)

Autor(en)/Author(s): Fischer Raimund

Artikel/Article: [Blumenreise durch die Provence 41-75](#)